

Mai 5/2009

Aus dem Inhalt

Sr. Ancilla Wißling
durchdrungen ... 129

Wolfgang Beinert
Erbsünde 131

Eva-Maria Will
Unterordnung oder Gleichstellung? 139

Elke Chladek
„Willst du mit mir gehen?“ 146

Christoph Stender
Studierende... 149

Norbert Trippen
Joseph Ratzinger 156

Literaturdienst: 158

Kardinal Walter Kasper/Daniel Deckers:

Wo das Herz des Glaubens schlägt

Heinrich Mussinghoff: Ermutigung im Glauben

Anno Quadt: Wirksamer Heilswille Gottes

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Sr. Ancilla Wißling, (Karmel Maria vom Frieden), Vor den Siebenburgen 6, 50676 Köln | Prof. Dr. Wolfgang Beinert, Großberger Weg 9, 93080 Pentling | Dipl. Theol. Eva-Maria Will, Marzellenstr. 32 (Generalvikariat), 50668 Köln | Elke Chladek, Rochusmarkt 5, 40479 Düsseldorf | Pfarrer Christoph Stender, Michaelsbergstr. 6, 52066 Aachen | Prof. Dr. Norbert Trippen, Burgmauer 11, 50667 Köln

Unter Mitwirkung von Pfarrer Rolf-Peter Cremer, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12, 49074 Osnabrück | Weihbischof Dr. Heiner Koch, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Dompropst Dr. Stefan Dybowski, Niederwallstr. 8-9, 10117 Berlin | Domkapitular Adolf Pohner, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim | Weihbischof Franz Vorrath, Zwölfling 16, 45127 Essen

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Essen, Hildesheim, Köln und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63, 50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7002 od. -7001, Fax (0221) 1642-7005, Email: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen, Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im Ritterbach Verlag GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7, 50226 Frechen

Der jährliche Bezugspreis beträgt 32,50 Euro incl. MWSt. | Einzelheft 2,75 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 10-12, 50226 Frechen

ISSN 1865-2832

Sr. Ancilla Wißling

durchdrungen ...

... oft und oft sind wir Menschen von Schmerz und Leid durchdrungen; Leid, das alle Lebensbereiche betrifft, vor allem unsere zwischenmenschlichen Beziehungen. Leiden der eigenen von Neid und Eifersucht, von Abhängigkeiten und Unfreiheiten gequälte Seele. Todesängste durchdringen uns!

So ist die Darstellung der Piëta wahrhaft ein Menschheitsbild! Männer und Frauen aller Generationen tragen einen toten geliebten Menschen auf dem Schoß.

Es macht still und staunen zu sehen, wie die Frömmigkeit der Christen, ihr innig gelebter Glaube zu Beginn des Mittelalters diese Darstellungsform hervorberechen ließ. Viele Marienbilder mit eben diesem Geheimnis! Maria, Trösterin der Betrübten, wenn trösten meint: weiten Raum geben der Klage, jeglichem Leid (so das chinesische Wort für trösten). Maria, selbst voll Schmerz, ihr „Herz vom Schwert durchdrungen“ (Lk 2,35), wird der *Menschen Trösterin*.

In unserer Kirche im linken Querhausarm steht diese Piëta, ein Bildwerk aus Kalkstein um 1430, in überaus zarter Linienführung. Maria, den toten Jesus im Schoß, IHN unverwandt in ihrem Blick. Und es ist, als erwachse ihr aus dieser schweigenden Herzenskorrespondenz, in ihrem fiat, die noch viel tiefere Durchdringung ihrer ganzen Person: Sie ist gottdurchdrungen bis in die letzte Faser ihres Menschseins, Gotteswohnung!

Maria sagt uns: Gott möge geschehen im Nichts-mehr-Begreifen, im Zerbrechen und im Schwachsein, in der Finsternis und im Gottverlassensein. Der bis ins letzte sich Entäußernde bleibt DA bei uns, immer ausgesetzt in verborgener Glut. Immer schon vor uns hat ER unsere Nächte und Dunkel-



heiten geheimnisvoll lichtend durchdrungen. Wir dürfen mitliegend teilhaben an seiner Entäußerung, hoffend mitten in Kraftlosigkeit und Unvermögen, im Trümmerhaufen.

Der Kopf Jesu und seine Beine überragen in der Horizontale die Gestalt Mariens. Vielleicht ein zarter scheuer Hinweis: Jesus bleibt auch in der letzten Entäußerung der Nacktheit des Todes der „Unumfasste alles Umfassende“ (Festschrift für Joachim Kardinal Meisner 2008). Jesus lebt. „Ich bin DA.“

Maria lehrt uns, mit Jesus zu leben. Wie Maria und mit Maria versuche ich Tag um Tag, Augenblick um Augenblick, in der Christus-Nachfolge zu gehen. Immer ein wenig tiefer Mensch werden. Einfach dasein mitten in meinem alltäglichen Lebensraum, gottoffen, menschnah. Mein Ordensname Ancilla ist mir auf diesem Weg Geschenk und Ermutigung. Gehen im „darunter Bleiben“, achtsam hören, bereit werden zum Dienen – und wir werden Jesus sehen, nackt und arm und ausgesetzt, dürstend allüberall.

Maria selbst setzt sich ganz aus und wird in ihrer Person gleichsam zur „Aussetzung des Allerheiligsten“. Sie nimmt den toten Jesus an ihr Herz und gibt Ihn zugleich ganz weg an uns, an die Welt, an den Kosmos. Wer Maria begegnet, begegnet hindernislos Jesus.

Jeder Mensch ist gottesfähig geschaffen. Sein Innerstes birgt geheimnisvoll verborgen Gott. Und jeder ist gerufen in seinen je eigenen Lebensweg. „Und so geschieht es“, schreibt Saint-Exupéry, „dass dich dein Leid wachsen macht, wenn du es bejahst.“ Wir dürfen lernen, in allem, auch im Unscheinbarsten und Leidvollsten, Gott zu begegnen, „dem Freund des Lebens“, der alles geschaffen hat und erhält, „der alles schont, weil es sein Eigentum und in allem sein unvergänglicher Geist ist“ (Weish 11,26–12,1).

Maria, die junge unbedeutende Frau aus Nazareth, ist wie der brennende Dornbusch, dieses alltägliche unscheinbare Wüstengehölz, das brennt, aber nicht verbrennt, Ort seiner geheimnisvollen Gegenwart. So sind wir alle gerufen, jeder und jede ureigen, im Herzen zu brennen, indem wir Jesus trauen und den Weg seines Sich-Aussetzens mitzugehen wagen. Am 17. März 1933 schrieb Edith Stein an Sr. Adelgundis Jaegerschmid über Therese von Lisieux: Es sei ihr Eindruck, „dass hier ein Menschenleben einzig allein von der Gottesliebe bis ins Letzte durchgeformt ist. Etwas Größeres kenne ich nicht, und davon möchte ich soviel wie möglich in mein Leben hineinnehmen und in das aller, die mir nahe stehen.“

Gottdurchdrungen werden – und so weit offen für diese Welt in ihrem Durst, das ist eine unzertrennbare Ganzheit.

„Kummerlos steht die im Hoffen
unerschrockne Rose
offen“. (Konrad Weiss)
Maria, gottdurchdrungen und so
offen für uns, für jeden
Nichts
hat sie zu schenken als einzig
Jesus...

Liebe Leserinnen und Leser,

öfter schon wurde angefragt, einmal etwas Grundsätzliches und auf dem Stand gegenwärtiger theologischer Rede Stehendes zum Thema Erbsünde als Hilfe für Predigt und Glaubensgespräch im Pastoralblatt zu veröffentlichen. Nun liegt ein solcher Artikel vor aus der Feder von **Prof. Dr. Wolfgang Beinert**, früher Ordinarius für Dogmatik in Regensburg. Nach seinen instruktiven Ausführungen zur „Immaculata conceptio“ jetzt also ein Beitrag zu der in Predigten gerne umgangenen, doch theologisch wie anthropologisch nicht weg zu diskutierenden Erbsünde.

Ehe im nächsten Monat das Paulusjahr zu Ende geht, soll der Völkerapostel noch zweimal in den Blick genommen werden, in diesem Heft unter dem Gesichtspunkt „Paulus und die Frauen“. Autorin ist **Dipl. theol. Eva-Maria Will**, Leiterin des Referats Erwachseneneseelsorge im Generalvikariat Köln.

Elke Chladek, GR in der Schulpastoral in Düsseldorf, berichtet von einem religiösen Tagesangebot für Schülerinnen und Schüler als einer schulpastoralen Möglichkeit, Spiritualität in der Welt der Schule zu verankern.

Pfr. Christoph Stender, bislang Hochschulseelsorger an der TH Aachen, wendet sich der Hochschulpastoral zu, zeigt ihre Bedeutsamkeit für unsere Zeit und formuliert Aufgabenstellungen für die Zukunft, um im Blick auf Studierende Kirche bei den Menschen und für die Menschen sein zu können.

Prälat Prof. Dr. Norbert Trippen schließlich, emeritierter Kirchenhistoriker der Uni Bonn und Priester des Erzbistums Köln, widmet den Anfängen des jetzigen Papstes als Professor für Dogmatik in Bonn eine aufschlussreiche Skizze.

Möge Ihnen dieser Maien-Artikelstrauß in seiner Mischung gefallen, wünscht Ihnen

Ihr



Gunther Fleischer

Erbsünde

Probleme

Jeder Seelsorger leidet bei der Glaubensweitergabe unter zwei schwer wiegenden Problemen: Einst selbstverständliches Glaubenswissen ist entschwunden; es (neu) zu vermitteln, ist eine Knochenarbeit. Letzteres hat unterschiedliche Gründe: Die allgemeine Widerständigkeit der menschlichen Natur (z. B. gegen das Machtverbot für die Jünger Jesu Mk 10,42.–45), die terminologische Unverständlichkeit (z. B. der klassischen Christologie und Trinitätslehre) oder die sachliche Diskrepanz zu Fakten (das geozentrische Weltbild der Bibel). Die herkömmliche Lehre von der Erbsünde, sicher kein christliches Allgemeingut mehr, fällt für die meisten Theologen in die dritte Schublade. „Wir geraten ... hier ... in alle Turbulenzen der Konfrontation und schließlich des Gesprächs zwischen Theologie und Naturwissenschaften“, bemerkt O. H. Pesch, der hochangesehene Autor des jüngsten, noch im Erscheinen begriffenen dogmatischen Handbuchs, und plädiert „ohne Umschweife“ für einen Abschied zwar nicht vom Kern des Theologumenons, aber wohl von wesentlichen Aussagen der klassischen Doktrin („Katholische Dogmatik aus ökumenischer Erfahrung“, Ostfildern 2008, Bd. I/2, 45, 51). Auf der anderen Seite ist diese aufs engste mit zentralem und gewiss unverzichtbarem gemeinchristlichem und katholischem Lehrgut verknüpft – man denke an die Tauftheologie (und das sie vermittelnde Taufgespräch) oder das Dogma von der „ohne Erbsünde empfangenen Jungfrau und Gottesmutter Maria“ (vgl. Pastoralblatt 60 [2008] 131–138). Oft wird mit entschuldigender Tendenz die Erbschuld für alle möglichen Misslichkeiten verantwortlich gemacht bis hin zu der Mühsal des (schul-

schen) Lernens, die ohne sie nicht gegeben wäre. Die Problematik zeichnet sich deutlich ab. Drei Wege öffnen sich. Man kann den Stier nur bei den Hörnern packen, wenn man entweder mit den funkelnden Augen des Fundamentalisten alle Einwände tapfer als nichtig erklärt oder mit dem leuchtenden Antlitz des Progressisten das Dogma fröhlich in den großen Eimer der kirchlichen Missweisungen kehrt oder eine Neuinterpretation auf dem Boden heutiger theologischer Reflexion unternimmt – was nur mit gefurchter Stirn (auch beim Rezipienten) möglich ist. Die beiden ersten Wege erscheinen wenig erfolgversprechend und kirchlich. So bleibt der dritte, der gewiss schwierigste.

Lehrentstehung

Natürlich müssen wir uns zu diesem Behuf die klassische Lehre wieder ins Gedächtnis rufen. Sie steht nicht in der Hl. Schrift. Theologie und Kirche sind fast ein halbes Jahrtausend ohne sie ausgekommen. Der christliche Osten kennt sie nicht – bis zur Stunde. Augustinus, ein typisch westlicher Denker, ist im 5. Jahrhundert ihr Konstrukteur. Er wird in der Auseinandersetzung mit dem Iren Pelagius zum Doctor gratiae, zum meisterlichen Lehrer der Gnade, der eifersüchtig bedacht ist, die Souveränität Gottes unbeschadet zu wahren. Er ist aber auch als Oberhirte von Hippo ein hingebungsvoller Seelsorger. Zu seiner Zeit hatte sich bereits die Kindertaufe durchgesetzt. Er muss sie oft und oft spenden. Der Theologe in ihm wird bald stutzig. Er liest im Evangelium (Lk 3,3), die Taufe sei zur Vergebung der Sünden (in remissionem peccatorum). Wie sollen aber die kleinen Würmer, die er da zu taufen hat, Sünden begangen haben? Er kann den heiligen Text nur so verstehen, dass es noch eine andere Art von Bösen im Menschen gibt als die Tatsünde, die dem (erwachsenen, schuldfähigen) Individuum anzulasten ist (Diebstahl etwa). Er sucht eine Antwort wieder in der Bibel, genauer im Römerbrief, der für seine Gnadentheo-

logie so wichtig geworden war. Im 5. Kapitel wird er fündig (Röm 5,12–21). Paulus will dort die Universalität der Erlösungstat Christi Jesu eindringlich herausstellen. Als Hintergrund dient ihm die Allgemeinheit der Sünde. Beide stehen aber nicht symmetrisch zueinander. Der Kernsatz lautet: „Wo jedoch die Sünde mächtig wurde, da ist die Gnade übergroß geworden“ (V. 22). Was das bedeutet, wird einsichtig erst, wenn man die Macht der Sünde kennt. Davon spricht der Apostel V. 12 im Rückgriff auf den Anfang der Menschensünde.

Augustinus setzt an dieser Stelle ein. Damit beginnt das Drama. Auf seinem Tisch liegt weder der griechische Urtext (Augustinus hat es nicht so mit dem Griechischen) noch die spätere offizielle lateinische Über-

setzung der Vulgata, sondern die ältere Übertragung der so genannten Vetus Latina. Uns Nachgeborenen bleibt jetzt eine Prise Altphilologie nicht erspart. Die Texte entsprechen nämlich einander nicht. Die Einheitsübersetzung liest den entscheidenden V. 12:

„Durch einen einzigen Menschen kam die Sünde in die Welt und durch die Sünde der Tod und auf diese Weise gelangte der Tod zu allen Menschen, weil alle sündigten.“

In den altsprachlichen Fassungen zur Zeit Augustins lautet der eben kursiv gesetzte Text folgendermaßen, wobei heutige Vulgata-Ausgaben den fett gesetzten Text wiedergeben mit „eo quod omnes peccaverunt“:

Griechischer Text	Vulgata	Vetus Latina
<p>..και δια της αμαρτιας ο θανατος και ουτως εις παντες ανθρωπους ο θανατος δηλθεν εφ ω παντες ημαρτον.</p>	<p>... et per peccatum mors et ita in omnes homines mors pertransiit, in quo omnes peccaverunt.</p>	<p>... et per peccatum mors et ita in omnes homines pertransiit, in quo omnes peccaverunt.</p>

Die Einheitsübersetzung und der heutige Vulgata-Text geben exakt das griechische Original wieder: **εφ ω** bedeutet unter der Bedingung dass; weil. So sagt die Stelle: Der Tod kommt deswegen zu allen Menschen, weil alle Menschen gesündigt haben. Einige Handschriften der Vulgata übersetzen ebenso wie die Augustinus ebuhandene Vetus Latina mit in quo. Das kann ganz entsprechend dem Griechischen weil, insofern bedeuten, aber auch als Relativpronomen gedeutet werden. Nun fehlt in des Kirchenvaters Bibel das in der Vulgata stehende Subjekt mors (4. Zeile der Tabelle). Augustinus bezieht das in quo (was philologisch durchaus angemessen sein kann) auf das Subjekt einziger Mensch (= Adam) und interpretiert: Durch einen einzigen Menschen kam die Sünde in die Welt und durch

die Sünde der Tod und so ging er auf alle Menschen über, die in dem einen Adam alle gesündigt hatten. Die Erbsündentheorie war geboren.

Lehrentfaltung

Sie musste lediglich noch entfaltet werden. Von den drei Wurzeln Taufpraxis, Gnaden-theologie und Römerbrieftext ergibt sich für den Bischof von Hippo die nachstehende Theorie: Durch die Sünde des ersten Menschen ist die menschliche Natur in sich und bleibend gefallen. Wer also Mensch ist, ist immer bereits Sünder, also schon vor jedem Schatten einer persönlichen Untat. Aus der ursprungebenden Sünde (peccatum originale originans) des Erstmenschen wird die

Ursprungssünde (peccatum originale originatum) jeglicher späterer Menschen. Das ist deswegen so, weil sie, Adamskinder allesamt, allesamt im sündenvererbten Samen des durch und durch sündenvererbten Stammvaters enthalten sind. Die konkrete Übertragung über die Generationen hinweg geschieht im Vorgang der Zeugung, weil dieser stets mit Sexuellust, also auch mit etwas an sich Bösem, verbunden ist. Die Menschheit ist folgerichtig ein sündiger Haufen, dessen Angehörige zu Recht von Gott mit der Hölle bestraft werden. Alle Menschen somit fallen der Verdammnis anheim; sie sind eine massa damnata. Die Oberhoheit Gottes ist perfekt gewahrt. Wegen seiner Gerechtigkeit konnte er gar nicht anders handeln. Pelagius, der den Menschen wie die morgenländischen Kirchenväter eine Chance eingeräumt hatte, wird zum Lieblingsketzer des Abendlandes. Es dauert bis in die zweite Hälfte des letzten Jahrhunderts, ehe ihm, vor allem durch die Forschungen des Freiburger Dogmatikers G. Greshake, eine objektivere Würdigung zuteil wird.

Aus der völlig verfahrenen Situation der Menschheit gibt es für den Oberhirten von Hippo nur einen Ausweg: Die Taufe in remissionem peccatorum. Daraus folgt, dass ungetauft sterbende Säuglinge schnurstracks in die Hölle fahren. Wenn die Eltern heiligmäßig sind, freuen sie sich darüber sehr, denn sie erbauen sich an Gottes Gerechtigkeit. Nicht nur uns Heutige packt ob dieser düsteren Theologie das Grauen. Auch den mittelalterlichen Christen erging es nicht anders.

Milderung und Zuspitzung

Der übermächtige Schatten des Augustinus ließ sich jedoch kaum von anderswoher (z. B. aus der griechischen Tradition) aufhellen. Seiner Autorität wagten sich nicht einmal Bischofssynoden und Konzilien zu widersetzen, erst recht nicht die gewöhnlichen Theologen. Allesamt haben sie dennoch

nicht seine Lehre eins zu eins übernommen, sondern Vorbehalte gemacht, Abmilderungen vorgenommen, Stoßdämpfer installiert. So erfanden sie den Limbus puerorum, ein eigenes Behältnis für die ungetauft verschiedenen Kinder, denen man das Inferno dann doch nicht zumuten zu können schien. Eine „natürliche“ Seligkeit gestand man ihnen zu, was immer das auch sein sollte. Für die Eltern war es nur ein schmaler Trost: Getaufte Kinder würden sie im Himmel wiedersehen; die Trennung durch den Tod war nur zeitweilig. Die Ungetauften aber verschwanden für immer ihren Blicken. Es hat bis 2007 gedauert, ehe das Behältnis wieder von der Internationalen Theologenkommission mit Billigung Benedikt XVI. verschlossen wurde (Vgl. W. Beinert, Vom Fegfeuer und anderen dunklen Jenseitsorten: Stimmen der Zeit 226 [2008], 310–322).

Durch Martin Luther wurde die mittelalterliche Sanftmut schroff zurückgenommen. In den Spuren seines Ordensvaters Augustinus und gepeinigt von einer fast exzessiven Sündenangst sowie im klaren Blick des geistlichen Menschen auf die Furchtbarkeit der Sünde führt er die Erbsündentheologie zu einem Höhepunkt. Natürlich greift der Professor der Exegese auf die Bibel zurück. Dort ist die Rede von der Gottebenbildlichkeit des Menschen (Gen 1,27). Während die scholastische Theologie des Mittelalters sie durch die Sünde Adams nur verdunkelt glaubt, nimmt der Reformator an, sie sei total zerstört worden. Nur durch die in der Taufe erfolgende Gleichgestaltung mit Christus, dem einzigen gottebenbildlichen Menschen (Kol 1,15), kann sie im Akt der Rechtfertigung wieder hergestellt werden. Doch eigentlich nicht wirklich! Luther stellt fest, was wir selbst ebenfalls leicht konstataren können: Auch der Getaufte sündigt noch oder wieder. Und erneut wendet er sich gegen die überkommene Scholastik: Für sie tilgt das Sakrament wahrhaftig die Erbsünde; was bleibt, ist die böse Begierlichkeit (concupiscentia). Sie führt zwar zur Sünde, ist aber keine. Doch, sagt der Wittenberger, denn die Konkupiszenz gehört zur Sünde,

die Adam weitergibt, ist mithin selber Sünde. So bleibt der Gerechtfertigte simul iustus et peccator, ein gerechtfertigter Sünder, gewiss, aber doch eben ein Sünder.

Das Menschenbild wird jetzt, aus hamartologischer Sicht, zum Auslöser einer Grunddifferenz zwischen dem katholischen und dem evangelischen Christentumsverständnis. Die kirchliche Lehrautorität musste eingreifen. Das Konzil von Trient nimmt im Dekret über die Erbsünde vom 17.06.1546 (DH 1510–1516) Stellung, erst gegen Pelagius (cann. 1–4), dann in can. 5 gegen den deutschen Mönch. Entsprechend ihrer Grundeinstellung, die alte Theologie gegen ihn zu schützen, erklärt die Kirchenversammlung: Die erbsündliche Schuld wird durch das Taufsakrament voll und wirklich getilgt. Der Getaufte ist iustus, non peccator. Es bleibt die Konkupiszenz, doch sie ist keine Sünde. Der ganzen Problematik, Zankapfel zwischen Katholiken und Protestanten durch die Jahrhunderte, braucht hier nicht weiter nachgegangen zu werden. Inzwischen war nämlich die ganze Erbsündenlehre unter Generalverdacht gestellt worden.

Aporien

Im Zuge der Aufklärung, der Ausbildung der Naturwissenschaften und der Neubebinnung der Theologie nach dem Ende der Neuscholastik zeigte sich bald, dass sie große Schwierigkeiten in sich birgt, so dass sie auf die Dauer einer tief reichenden Neuinterpretation zu unterwerfen war, wollte man den Kern des Lehrgutes retten. Im Einzelnen wurde man sich folgender Hauptprobleme bewusst:

Die Exegese macht klar: Adam ist keine historische Figur. Die Erzählungen der Genesis setzen die theologisch reflektierten Erfahrungen Israels zur Zeit des Exils narrativ um. Sie sind kein historisches Protokoll.

Die neuere Moralthologie lehnt die Verurteilung des Geschlechtsaktes ab. Sexuali-

tät gehört zu Gottes guter Schöpfung. Der Sexualakt ist „ein Abglanz der dreifaltigen Liebe Gottes“ (Glaubenskongregation, *Dignitas personae*, 2008).

Pastoraltheologisch ist die Versuchung, mit der Erbsündentheorie die eigene Unmoralität zu entlasten, bedenklich. Jeder ist seines Unheils Schmied.

Fundamentaltheologisch kompliziert sich die Theodizeefrage: Wieso bringt Gott nur eine fragile Welt fertig, die nach kurzer Zeit ihre Güte verliert? Besteht tatsächlich eine angemessene Proportion zwischen der doch relativ kleinen, Adam zugeschriebenen Sünde und ihren universalgeschichtlichen Folgen? Macht und Gerechtigkeit Gottes erscheinen in fahler Beleuchtung.

Rational ist nicht einsichtig, wieso eine jeder individuellen Freiheitsentscheidung vorausliegende Untat dem späteren Menschen als Sünde angelastet werden kann – mit allen schrecklichen Straffolgen. Gehört die Sünde Adams zur Ausstattung seiner Nachkommen, ist sie nicht Sünde, haben sie aber eine Sünde, ist es nicht die Adams.

Die Naturwissenschaften reklamieren die Kompetenz für die Frage nach dem Ursprung der Menschen; Polygenismus ist denkbar. Die Theologie hat keine Mittel, paläontologische Fragen zu diskutieren, und erst recht nicht, sie zu entscheiden.

Im letzten Vierteljahrhundert kam es angesichts dieser Aporien zu behutsamen Absatzbewegungen des kirchlichen Lehramts. Das Zweite Vatikanische Konzil spricht nur mehr davon, dass „der Mensch unter dem Einfluss des Bösen gleich von Anfang der Geschichte an durch Auflehnung gegen Gott und den Willen, ein Ziel außerhalb Gottes zu erreichen, seine Freiheit missbraucht“ hat (GS 13). Während der Katechismus der Katholischen Kirche (²1997) mit etwas diffusen Pinsel die tridentinische Theologie malt („Alle Menschen sind in die Sünde Adams verwickelt“ – wie, bleibt ein Ge-

heimnis: Nr. 402, 404), erklären die Deutschen Bischöfe klipp und klar in ihrem Katholischen Erwachsenenkatechismus (1985): „Der Sinn der kirchlichen Lehre ist ... gewahrt, wenn festgehalten wird, dass die Menschheit, welche eine Einheit bildet, bereits an ihrem Anfang das Heilsangebot Gottes ausgeschlagen hat und dass die daraus resultierende heillose Situation eine universale Wirklichkeit ist, aus der sich keiner aus eigener Kraft befreien kann“. Und wie breitet sie sich aus? „Die allgemeine Situation der Heillosigkeit prägt und bestimmt jeden Menschen zutiefst in dem, was er ist, und in dem, was er tut. So verwirklicht sich der erbsündliche Zustand in Einzelsünden (Personsünden). In ihnen macht sich der Mensch die vorgegebene allgemeine Heillosigkeit zu eigen und sündigt sozusagen in sie hinein“ (S. 134 und 135). Damit wird auf dem Boden der katholischen Lehre ein neuer Zugangsweg eröffnet. Er vermeidet die Unzutraglichkeiten der Konzeption Augustins.

Neue Sicht

Menschen sündigen. Thema und Problem Sünde müssen darum im Zusammenhang mit der christlichen Menschensicht betrachtet werden. Zu den Basisaussagen der theologischen Anthropologie rechnet die Lehre von der Geschöpflichkeit und Gottabbildhaftigkeit des Menschen (Gen 1,27). Die erste Aussage impliziert die Frage nach dem Schöpfungsmotiv. Warum bringt Gott Nicht-Göttliches hervor? Die Antwort: Man kann dafür keine Notwendigkeit ausmachen. Es bleibt als einziger Grund die sich nach außen verströmende Liebe des dreieinen Gottes. Denn Gott ist die Liebe – das ist eine erschöpfende Aussage (1 Joh 4,8b. 16b). Die zweite Aussage entlässt die Frage aus sich, worin das Bildsein zu Gott konkret besteht. Die Theologen kommen darin überein, dass es die Qualität des Personalen ist. Zu ihr rechnet zweifellos die Freiheit. Der Mensch ist frei, aber, weil er endlich ist, ist er es nur in einem analogen Sinn zur unendlichen

Souveränität Gottes. Mit anderen Worten: Die Freiheit des unvollkommenen Geschöpfes Mensch ist eine unvollkommene Freiheit. Mit der Hervorbringung der Schöpfung Mensch bejaht Gott diese.

Unvollkommene Freiheit schließt unvermeidlich die Möglichkeit ein, dass sie ihr Objekt verfehlt. Freiheit tendiert ihrem Wesen nach auf das Gute und Vollkommene, sie ist also zielgerichtet (*libertas ad ...*). Nun ist unbestreitbarmaßen das letzte und höchste Gut Gott selbst. Die Freiheit ist also in ihrer Aktuierung direkt oder indirekt auf ihn gerichtet: Sie will das Absolute, sie will Gott. Aber weil sie eben nicht vollkommen ist, kann sie Nichtgöttliches als höchstes Gut anstreben und sich somit von Gott abwenden. Das nennen wir Sünde. Analysieren wir die verschiedenen Möglichkeiten der bösen Realisierung der Freiheit, geht uns auf: Sie substituiert Gott durch den Sünder. Dieser setzt sich und nicht mehr ihn letzten Endes absolut. Die schlaue Schlange der Genesis war eine exzellente Psychologin, die den Drang der Menschen trefflich erkannte: „Ihr werdet sein wie Gott“ (Gen 3,5). Jede Sünde ist der Versuch dazu: Das eigene Ego wird vergötzt. Treffend hat Martin Luther die Sünde als *incurvatio hominis in seipsum* charakterisiert. Der Mensch verkrümmt sich in sich selber (WA 56,356). Dieses Bild steckt übrigens auch im Wort Krankheit. Es hängt mit sich krümmen, kringeln zusammen. Die Sünde macht in der Tat den Menschen kaputt – den Sünder wie die von seiner Sünde betroffenen Teile der Schöpfung (Mitwelt, Umwelt). Das bleibt nicht ohne Folgen: Sünde trägt ihre Verdammnis in sich selber. Genau das sah auch die klassische Erbsündentheorie. Solange es Menschen gibt, werden sie sündigen. Offenbar ist das „schon immer“ so, wenn auch logisch ein echter Mensch einmal der erste gewesen sein muss. Augustinus machte den mythischen Adam aus. Nur: Historisch ist darüber absolut nichts auszumachen. Es ist auch nicht sehr bedeutungsvoll. Wir nennen sofort den Grund.

Die konkreten Untaten sind sehr verschieden, sofern die individuelle Freiheit verschiedene Dinge als oberste Ziele ansehen kann – Besitz, Sex, Macht und manches andere. Das Muster, der Mechanismus, die Schematik sind aber stets die gleichen: Eine absolute, d. h. eine von Gott losgelöste (absolvere = lösen) Autonomie gewinnen wollen. Damit aber setzt sich der Mensch von Gott und, wie gezeigt, von der Um- und Mitwelt ab. Er wird kommunikationslos. Angelegt auf Dialog, vereinsamt er. Er richtet in einer furchtbaren Weise sich selber in dem Versuch, sich selber zu gewinnen. Statt Nichtung kann man Tod sagen. Paulus hat sehr recht, wenn er mit der Sünde auch den Tod in die Welt kommen lässt (Röm 5,12). Gemeint ist, wie sich aus V. 17 erheben lässt, nicht der physische Tod, sondern eine geistig-geistliche Wirklichkeit, die freilich den Exitus zum grauenvollen Realsymbol der Sünde werden lassen kann. Das alles ist im Wesen der Sünde angelegt, vollzieht sich also je und je, überall und immer. Jede Sünde ist „Adamssünde“.

Wegen der auch vom evolutiven Denken vorausgesetzten Einheit der Welt und des Menschengeschlechtes entsteht so im Verlauf der Geschichte ein Potential des malum morale, des von Menschen verursachten Bösen, das diesen Verlauf nachhaltig bestimmt. Die Theologie hat den auch vom kirchlichen Lehramt übernommenen Terminus von der strukturellen Sünde gefunden. Es gibt Gefüge in der Geschichte, die böse sind, ohne dass dafür konkrete Personen haftbar gemacht werden können; sie sind aber so, dass Individuen tun und lassen können, was sie wollen, stets aber das Böse der Strukturen mehren. Man denke an die Ökokrise, an die Finanzmisere seit 2008, an die anscheinend unlösbaren politischen Konflikte wie den im Nahen Osten. Wer also geboren wird, gerät nolens volens in eine Welt, die vom Bösen geformt wird. Er wird in seinen eigenen Taten nur zu leicht in den Strudel hinabgerissen, der jetzt durch seine Taten für die Folgegenerationen noch reißender wird. Es legt

sich nahe, von einem schrecklichen Erbe zu sprechen.

Im Unterschied zur klassischen Theologie beruht es aber nicht auf biologischen Übertragungsvorgängen (Zeugung und Freude an der Sexualität), bei welchen die Sünde so vererbt wird wie eine genetische Veranlagung, sondern einfach auf der durch die Zeugung und Geburt sich vollziehenden Gemeinschaft mit der Menschheit. Experten meinen, dass die erwähnte Finanzkrise von 2008 Auswirkungen noch auf die nächste, vielleicht sogar auf die übernächste Generation haben wird. Die Kinder und Enkel müssen die gigantischen Schulden begleichen, die wir Heutigen aufhäufen. Sie stehen also, wenn das so ist, vom ersten Moment ihres Daseins an in einer beispiellosen Malaise. Um sie bestehen zu können, werden sie sie vermutlich kräftig mehren. Verschiedene frühe Väter wie Irenäus haben in ihren Überlegungen nicht das später geläufige Wort peccatum originale (Ursprungssünde) gebraucht, sondern vom peccatum haereditarium gesprochen. Das Adjektiv bedeutet ererbt, als Erbstück oder Erbschaft hinterlassen. Wenn man ein Haus vererbt bekommt, geschieht das nicht ursächlich durch die Zeugung, sondern durch die juristischen Verhältnisse, in die einer hineingeboren wird. Dadurch wird man mit allen Rechten und Pflichten Eigentümer einer Liegenschaft, die man selber nicht erworben hatte. Ähnlich geschieht es bei der Sünde. Sie gehört (zusammen mit vielen anderen Gegebenheiten) zu unserem Erbe, das wir in dem Moment antreten, da wir zur Welt kommen.

Währende Liebe

Unsere Ausführungen leiden bislang aber an einem großen Manko. Wir dürfen nicht vergessen: Die zur Sünde führenden Zusammenhänge sind eine Folge der Schöpfung des Menschen als Ebenbild Gottes. Dieser nimmt damit die Sünde in Kauf. An diesem Punkt liegt der eigentliche Kern des

Theodizeeproblems, der schrecklichen Zange, mit der die Existenz Gottes aus der Welt gezogen zu werden scheint. In der Tat: Wenn Gott die Liebe ist, wie kann er dann Wesen mit defizienter Freiheit ins Dasein setzen, die diese zwar nicht unvermeidlich missbrauchen müssen, das aber, was er voraussehen konnte, faktisch taten – mit entsetzlichen Folgen durch die ganze Geschichte von den frühesten Anfängen an bis zu dieser Stunde? Jede Tageszeitung, jede Nachrichtensendung belegt diese Behauptung – unwiderlegbar. Es besteht keine Chance, dass das sich ändert.

Gott hat darauf keine Antwort gegeben, auch nicht im Buch Ijob. Er hat jedoch etwas getan: „Und das Wort (Logos) ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt“ (Joh 1,14). Mit Bedacht wird vom Evangelisten das uns geläufige Wort Menschwerdung vermieden. Entsprechend der jüdischen Anthropologie besteht der eine Mensch aus verschiedenen Dimensionen; die Dimension Fleisch (sarx, basar) steht für die Hinfälligkeit. Der Logos nimmt also unsere Hinfälligkeit wahrhaftig (er wohnt unter uns) an, jene Hinfälligkeit, die uns sündeneigentlich macht. So sündigt er als Gott zwar nicht, aber er setzt sich allen Sündenfolgen aus – das Kreuz ist das schreckliche reale Symbol dafür, das er auf sich nehmen muss, weil er als Sünder von seinen Anklägern erfunden wird (Gotteslästerung, Religionsfrevel, Aufruhr gegen die politische Autorität). Inmitten der Sünde, fast ist man versucht zu sagen: durch die Sünde, erlöst uns der Logos und stellt damit die Abbildhaftigkeit zu Gott wieder her.

An diesem Punkt stehen wir noch einmal bei der konfessionellen Differenz. Man kann vielleicht sagen: Wenn man von der Welt auf Gott schaut, muss einen angesichts der entsetzlichen Schrecklichkeit der Sünde in der Geschichte existentielles Grauen ergreifen. Eine furchtbare Kluft eröffnet sich unseren Augen zwischen der irdischen Freiheitsverfehlung und der göttlichen Vollkommenheit. Wir sehen mit den Augen des frommen

Mannes Martin Luther. Wenn man aber umgekehrt von Gott auf die Welt blickt, wird man, durch die Heilige Schrift versichert, der erlösenden Treue Gottes zu seiner Schöpfung inne. Die Kluft wird nicht irgendwie überbrückt, sie wird in der Inkarnation geschlossen. Wir sehen mit den Augen Pauli: „Wo jedoch die Sünde mächtig wurde, da ist die Gnade übergroß geworden“ (Röm 5,20). Beide Sichtweisen sind legitim, ja notwendig für einen Christenmenschen. Paulus weiß sehr wohl, dass und wie er gefangen ist „im Gesetz der Sünde, von dem meine Glieder beherrscht werden.“ Sein Evangelium aber endet: „Jetzt gibt es keine Verurteilung mehr für die, welche in Christus Jesus sind. Denn das Gesetz des Geistes und des Lebens in Christus Jesus hat dich frei gemacht vom Gesetz der Sünde und des Todes“ (Röm 8,1 f.). Die zweite Sicht ist die endgültige, die die erste nicht aufhebt – immer noch müssen die Menschen das böse Erbe antreten, auch die gerechtfertigten –, aber in Richtung auf die vollendete Freiheit relativiert. Das haben die Christen lange nicht recht zu sehen gewagt. Wer ist schon so in Christus Jesus, dass er vom Gesetz der Sünde und des Todes ausgenommen ist? Simul iustus et peccator, das kann man auch gut katholisch verstehen. Sonst bedürften wir des Sakramentes der Buße nicht.

Wir müssen uns aber nochmals den soteriologischen Zusammenhängen zuwenden. Die Erlösung durch Christus vollzieht sich als Erlösung der Schöpfung und gewissermaßen im gleichen liebenden Gestus Gottes, in dem er die Welt ins Sein gerufen hat. Denn nach der Trinitätslehre sind alle Werke der drei Personen nach außen ein einziges Werk. Anders ausgedrückt: Ungeachtet der nahezu alles in der Geschichte durchwaltenden Sünde bleibt die Liebe Gottes stets koexistent mit dieser (und keiner anderen) Geschichte. Jede Liebe aber will Ewigkeit. Wenn Gott also liebt, will er die absolute Bewahrung der Schöpfung in dieser Liebe, also schlussendlich in der beseligenden Gemeinschaft der Schöpfung mit sich, Gott, selber. Weil es Gott ist, der will, ist dieser

Wille, anders als der unsere, kraft seiner Unendlichkeit und Allmacht absolut effizient. Er ist wirklich Erlösung. Darin liegt das alles Potential der Sünde transzendierende größere Potential der Gnade. Die Theologie hat für diesen Sachverhalt das Wort vom allgemeinen Heilswillen Gottes (*voluntas salvifica universalis Dei*) gefunden.

Pastorale Perspektiven

Nicht die Predigt der Sünde ist also das oberste pastorale Ziel, sondern die glaubhafte Vermeldung der universalen Liebe Gottes. Glaubhaft ist sie zuerst durch den Prediger selber, dessen Verpflichtung zum geistlichen Leben daraus rührt. Glaubhaft ist sie aber auch durch die Geschichte der Menschheit. Zum theologischen und pastoralen Realismus gehört ebenso wie das Bewusstsein von der Sündhaftigkeit auch die unverstellte Sicht auf die „große Schar aus allen Nationen und Stämmen, Völkern und Sprachen“ (Offb 7,9), die namentlich oder anonym Gottes Liebe gelebt haben. Wir heißen sie die Heiligen. Die Ehre, die die Christen ihnen zuerkennen, „verstehen unter solcher Ehre den Dank an Gott, der Menschen zur Heiligkeit berufen hat, den Glauben an die Macht seiner Gnade, die mächtiger ist als die Sünde, und das Bekenntnis zu seiner Güte, in der er Mitmenschen als lebendige Vorbilder christlichen Lebens in der Geschichte beruft“. So steht es in dem katholisch-lutherischen Dokument *Communio Sanctorum – Die Kirche als Gemeinschaft der Heiligen* (Paderborn – Frankfurt a. M. 2000, Nr. 229).

Die Sünde, unser Erbe, erscheint manchmal als die eigentliche Herrschermacht, der alles unterworfen ist in der Welt wie in der Kirche, im öffentlichen Raum wie im privaten Leben, außer uns und in uns. Die christliche Lehre gesteht zu: Ihre Herrschaft ist nicht zu leugnen. Das ist die Quintessenz der Hamartiologie, der Lehre vom moralisch Bösen. Die christliche Lehre aber gesteht nicht zu: Das Böse ist die eigentliche Welt-

macht. Das ist die Quintessenz der Soteriologie, der Lehre von der Erlösung durch Jesus Christus. Diese hat sich nicht neben, sondern in dem Bösen vollzogen, durch das Kreuz, dem Produkt menschlicher Sünde. Das macht es manchmal noch schwerer, Christ zu sein. Vertrauen zu Gott, unwandelbare Hoffnung auf seine Treue ist nötig. In der Christensprache heißen diese Verhaltensweisen Glaube. Er besiegt real die Macht der Sünde in unserem Erbe.

Unterordnung oder Gleichstellung?

Das Frauenbild bei Paulus¹

1. Annäherung an Paulus

Vor ein paar Wochen führte ich mit Bibelkreisleiterinnen einen Kurs „Frauen bei Paulus“ durch. Es waren einige darunter, die Paulus sehr kritisch gegenüberstanden. Gekommen waren sie, weil sie das Paulusjahr neugierig gemacht hatte und sie darin die Chance sahen, sich endlich einmal näher mit dem Apostel auseinander setzen zu können. Bei einem Einkehrtag sagten einige, vor allem ältere Frauen, dass sie mit bestimmten Paulusworten sehr negative Erfahrungen verbinden.²

Woran liegt diese Abneigung einiger Frauen gegenüber Paulus? Im Lauf der Kirchengeschichte wurden Worte des Apostels Paulus immer wieder aus dem textlichen und zeitlichen Zusammenhang heraus isoliert und als ethische Anweisung z.B. für das Verhalten der Frau in der Ehe verkündet. Welche Worte meine ich? Ein solches Schriftwort findet sich im Epheserbrief, aber auch an anderen Stellen: „Ihr Frauen, ordnet euch euren Männern unter“ (Eph 5,22 und parr.).³

Ist diese Aussage typisch für die Haltung des Apostels gegenüber Frauen? Die Theologinnen der ersten Stunde verspürten aus den gleichen o.g. Gründen kein Interesse, sich näher mit Paulus zu befassen. Für sie war Paulus ein Frauenfeind, um den man besser einen Bogen herum zu machen hatte.

Mit dem Aufkommen einer neuen, weniger vorbelasteten Theologinnengeneration und dem Versuch eines neuen Zugangs zu den paulinischen Schriften ist auch ein neues Interesse von Frauen an dem Völkerapostel erwacht. Die gründliche Beschäftigung von Exegetinnen und Exegeten mit den Paulus-

briefen ergab, dass diese eine unschätzbare Quelle für die Frauenforschung sind. Werden wir nun darin bestätigt, dass Paulus ein verdeckter Frauenfeind ist, oder welches Frauenbild hat der Apostel? Ist er immer richtig und sinngemäß interpretiert worden, oder wurde er aufgrund einer bestimmten Ideologie falsch ausgelegt?

Außerdem ist zu berücksichtigen, dass nicht alle frauenkritischen Aussagen vom Völkerapostel selbst, sondern von späteren Autoren stammen.

2. Die Bekehrung des Paulus und seine neu gewonnenen theologischen Erkenntnisse

Wenn wir verstehen wollen, wie Paulus den Frauen gegenüber stand, dann müssen wir einige Hintergründe wissen.⁴

Etwa 20 Jahre nach Tod und Auferstehung Jesu Christi wurde Paulus, ein gesetzestreuer und zum Pharisäer ausgebildeter Jude, von Jesus Christus selbst bekehrt und zum Apostel berufen. Nach eigenem Bekunden ging er nach dem sog. Damaskuserlebnis für etwa drei Jahre in die arabische Wüste, um sich mit diesem Erlebnis, das seine ganze Existenz umgekrempelt hatte, auseinander zu setzen (vgl. Gal 1,1–24). In der eingehenden Betrachtung der Heiligen Schriften, unserem heutigen Alten Testament, kam er zu folgenden theologischen Einsichten:

1. Paulus erkannte, dass der Versuch, die jüdische Thora (= Gesetz, Weisung) vollkommen zu erfüllen, zum Scheitern verurteilt ist, nicht weil die Thora etwa schlecht wäre, sondern weil der Mensch unvollkommen und damit unfähig ist, sie komplett und in all seinen Einzelvorschriften zu erfüllen.⁵

2. Des Weiteren kam Paulus zu der Einsicht, dass aus diesem Grund das Gesetz den Menschen nicht erlösen kann. Der Mensch kann nur befreit werden durch den Glauben an Jesus Christus, der alle Schuld auf sich genommen und sein Leben am Kreuz für uns hingegeben hat.

3. Damit war für Paulus klar, dass es nun keinen Grund mehr gab, die Menschen wei-

terhin zur Einhaltung des jüdischen Gesetzes zu verpflichten.

4. Paulus sah, dass dann auch die Heiden, die das Gesetz ja bis dahin nicht kannten und zu befolgen hatten, zum Glauben berufen waren.

5. Paulus erkannte, dass, wenn auch die Heiden zum Glauben berufen waren, es keine Grenzen für die Verbreitung des Evangeliums mehr gab.

6. Für Paulus war die Konsequenz, dass er nun das Evangelium unterschiedslos zu allen Menschen bringen wollte und musste, da alle zum Glauben an Jesus Christus berufen sind. Diese befreiende Botschaft verkündet Paulus mit dem Satz: „*Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht Mann und Frau; denn ihr alle seid „einer“ in Christus Jesus“* (Gal 3,28).

Diese Erkenntnisse, die Paulus mit seiner Bekehrung und Berufung machte, waren für ihn die Motivation für seinen unermüdlichen Einsatz für das Evangelium, seine unvorstellbar strapaziösen Reisen und die Liebe, die er zu den Menschen entwickelte und zu denen er mittels seiner Briefe Kontakt halten wollte.

3. Unterordnung oder Gleichstellung? Zwei Beispieltex

3.1 Das sog. Schweigegebot in der Gemeindeversammlung (in 1 Kor 14,34f)

„...Die Frauen (sollen) in der Versammlung schweigen; es ist ihnen nicht gestattet zu reden. Sie sollen sich unterordnen. Wie auch das Gesetz es fordert. Wenn sie etwas wissen wollen, dann sollen sie zu Hause ihre Männer fragen; denn es gehört sich nicht für eine Frau, vor der Gemeinde zu reden“.

Bei diesem Zitat handelt es sich um einen Abschnitt aus dem Ersten Brief des Apostels Paulus an die Gemeinde in Korinth, einer bedeutenden Hafen- und Handelsstadt. Die dortige christliche Gemeinde kommt dabei mehrheitlich aus der städtischen Unterschicht.⁶

Was bedeutet dieser Aufruf an die Frauen zum Schweigen und zur Unterordnung – und dann in diesem Zusammenhang? Gemeint ist nicht, dass die Frauen im Gottesdienst zu schweigen hätten, sondern es geht um die *Gemeindeversammlung*, in der über Fragen des Gemeindelebens gesprochen und entschieden wird.⁷ Vergleichbar ist dies etwa mit unserem heutigen Pfarrgemeinderat. Konkret geht es um einige Frauen, die in der Versammlung etwas erfahren wollen und dazwischen reden. Weil das stört, werden sie in die private Familienatmosphäre verwiesen, wo sie ihre Männer fragen sollen.⁸ Hier wird also nicht eine Wesensordnung verkündet, sondern es geht um Fragen einer Kommunikationsordnung in der Gemeindeversammlung: Frauen sollen die Gemeindeversammlung nicht durch Dazwischenreden stören.⁹ An dieser Stelle heißt es (noch) nicht, dass die Frauen nicht lehren sollen,

Schaut man sich den Zusammenhang dieser Textstelle an, so gibt es mindestens *drei Auffälligkeiten*:

1. Das Schweigegebot unterbricht den inhaltlichen Fluss des Briefes, in dem es um Anweisungen für ein geordnetes Gemeindetreffen geht (Sprachengebet/Zungenrede).

2. Außerdem ist das Schweigegebot nicht in allen alten Handschriften bezeugt.

3. Der Sprachstil und die Wortwahl entsprechen nicht den sonstigen echten Paulusbriefen.

Was heißt das?

Wegen dieser drei Beobachtungen ist sich die Mehrzahl der Exegeten einig, dass das Schweigegebot erst nachträglich in den alten Paulusbrief eingefügt wurde.¹⁰

Wie kam das Schweigegebot in den Brief? Möglicherweise brachte ein Abschreiber des Paulusbriefes eine Randnotiz zum Thema „Ordnung in der Gemeinde“ an, die dann später am Ende des 1. Jh./Anfang des 2. Jh. in den Fließtext selbst eingearbeitet wurde. Ein Copyright gab es damals nicht.

Wenn diese Sätze aber aus dem Zusammenhang herausgerissen werden, geben sie ein völlig falsches Bild, vor allem wenn fundamentalistische Bibelausleger dieses Wort

dazu benutzen, Frauen generell den Predigt-dienst zu verweigern oder das Reden und Argumentieren von Frauen herabzuwürdigen.

Ein anderes Schweigegebot findet sich in 1 Tim 2,8–15. Wahrscheinlich kannte der Verfasser der Randnotiz in 1 Kor 14,34f diesen Brief und verarbeitete die Haltung dieses Verfassers zu einem generellen Lehrverbot für Frauen darin (s.u.). In 1 Kor 14,34f geht es aber gerade nicht um ein allgemeines Lehrverbot für Frauen, sondern es geht um Fragen der Schicklichkeit. Paulus ermahnt diejenigen Frauen in der korinthischen Gemeinde, die durch offensichtlich permanentes oder penetrantes Dazwischenreden den Gemeindefrieden stören.

Wie sich Paulus Frauen gegenüber verhält, die im Gottesdienst beten und prophetisch reden, hören wir im nächsten Beispieltext.¹¹

3.2 *Das sog. Verhüllungsgebot im Gottesdienst (in 1 Kor 11):*

„Eine Frau entehrt ihr Haupt, wenn sie betet oder prophetisch redet und dabei ihr Haupt nicht verhüllt“ (1 Kor 11,5).

Hier geht es nicht mehr um die Gemeindeversammlung, sondern um das Verhalten im *Gottesdienst*.¹² Fordert nun Paulus etwa das Kopftuch oder den Schleier für Frauen, während der Mann unverhüllt beten darf?

Um die Aussage des Paulus richtig verstehen zu können, muss man sich die genaue Übersetzung und vor allem die Argumentation des Paulus anschauen.¹³

Die wörtliche Übersetzung macht deutlich, dass es nämlich gar nicht um eine Kopfbedeckung, sondern um die Frisur der genannten Frauen geht.

Was ist der Hintergrund für die Forderung des Paulus? Wir hörten bereits, dass es in Korinth eher freizügig zugeht.¹⁴ So kritisiert Paulus an dieser Stelle einige heidenchristlichen Frauen in Korinth, die sich eine Kurzhaarfrisur zugelegt hatten¹⁵ und so im Gottesdienst ihren prophetischen Dienst ausübten. Männer und Frauen aus dem jüdischen Kulturkreis, die zur selben Gemeinde gehörten, fühlten sich von diesem Verhalten

provoziert, da sich jüdische Frauen in der Regel nämlich nicht in der Öffentlichkeit ohne Kopfbedeckung zeigten.

Gab es einen besonderen Grund, warum diese Frauen sich die Haare abgeschnitten hatten? Zunächst einmal ging es den Frauen nicht darum, Anstoß zu erregen. Die Frauen hatten vielmehr erfahren, dass sie durch ihre Taufe auf Jesus Christus in eine neue Existenz hineingeführt worden waren. Diese Gleichheit bedeutete für sie die Aufhebung aller Benachteiligungen. Deshalb waren sie der Auffassung, dass sie dann auch die Geschlechtsrollensymbole missachten können. So ließen sie sich reihenweise die Haare abschneiden. Damit wollten sie zum Ausdruck bringen: Die Unterordnung als Folge des Sündenfalls ist aufgehoben. Die Benachteiligung hat ein Ende!

Und dabei beriefen sie sich mit ihrem Verhalten auf die befreiende Botschaft des Paulus, die er im Galaterbrief mit dem bereits genannten Satz verkündet hatte:

„Ihr seid alle durch den Glauben Söhne (und Töchter) Gottes in Christus Jesus. Denn ihr alle, die ihr auf Christus getauft seid, habt Christus (als Gewand) angezogen. Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht Mann und Frau; denn ihr alle seid „einer“ in Christus Jesus“ (Gal 3,27f).

Dies ist ein eindeutiges Bekenntnis des Apostels zur Gleichstellung. Er will damit ausdrücken, dass frühere Unterschiede unter den Menschen gegenstandslos sind. Der Maßstab für ein erlöstes Leben ist, ob einer zu Christus gehört oder nicht.¹⁶

Auch wenn Paulus selbstverständlich einer Meinung mit den Frauen ist, hat er Schwierigkeiten mit den Konsequenzen, die sie daraus ziehen. Durch das Verhalten der Frauen, die gängige Konventionen missachten, sieht Paulus den Frieden in der Gemeinde gefährdet. Deshalb fordert der Apostel die Frauen auf, beim Tragen langer Haare zu bleiben. So weit so gut.

Leider beschränkt sich die Argumentation des Apostels nicht allein auf den Hinweis von Bräuchen, sondern er bemüht dazu die ganze Schöpfungs- und Erlösungsordnung.

Allerdings entspricht das theologische Konzept den patriarchal geprägten Gedanken des frühen Judentums, die auch den Frauen bekannt war.¹⁷

Ausgangspunkt ist der zweite Schöpfungsbericht (*Gen 2*). Darin hören wir, dass Gott den Menschen (= *adam*) schuf, und dann in einem nächsten Schritt erst die Frau. Sie formte er aus der Rippe¹⁸ des ersten Menschen, der nach ihrer Schöpfung erst zum Mann wurde.¹⁹ Aus dieser zeitlichen Abfolge folgerten die damaligen jüdischen Theologen, dass der Mann eine direkte Gottebenbildlichkeit besaß, während die Frau nur eine abgeleitete besaß, nämlich durch den Mann.²⁰

Die Schöpfungsordnung wird laut Paulus bei der Erlösung nicht aufgehoben, denn der Zusammenhang von Zeugung und Geburt bleibt: Jede Frau ist von einem Mann gezeugt, und jeder Mann ist von einer Frau geboren. Diese schöpfungsgegebenen Unterscheidungen sind für Paulus der Grund, dass sich eine Geschlechtsrollensymbolik entwickelt hat. Deshalb hält Paulus es für notwendig, dass Frauen und Männer sich daran halten. Während die Schöpfungsordnung bestehen bleibt, verändern sich im Laufe der Zeit jedoch aufgrund gesellschaftlicher Entwicklungen gewisse Rollenausprägungen, so dass diese nicht zwangsläufig bindend sein können. Ein schlichtes Beispiel aus dem Alltag: Früher trugen nur Männer Hosen, heute können selbstverständlich auch Frauen Hosen tragen.

Diese theologische Begründung mit der Verbindung von Schöpfungsordnung und Geschlechtsrollensymbolik des Paulus an dieser Stelle ist deshalb nicht recht überzeugend und ohnehin verzichtbar, so die heutige Exegese.

Entscheidend sind jedoch die theologischen Grundüberzeugungen des Paulus:

1. Paulus stellt die Gottebenbildlichkeit der Frau keinesfalls in Frage, ganz im Gegenteil: Mit der Taufe sind nicht nur die Geschlechtsunterschiede, sondern auch ethnische oder Standesunterschiede als Trennungen in der neuen Erlösungsordnung in der Gemeinde aufgehoben. Es gibt eine auf-

gabenbezogene Gleichstellung der Geschlechter.²¹

2. Paulus leitet von der schöpfungsgegebenen Unterscheidung keine Unterordnung der Frau ab, da Mann und Frau die gleiche Würde haben, wie es im 1. Schöpfungsbericht steht: „*Gott schuf den Menschen als sein Abbild; als Abbild Gottes schuf er sie. Als Mann und Frau schuf er sie*“ (vgl. *Gen 1,27*).

Die schöpfungsgegebene (biologische) Unterschiedlichkeit von Mann und Frau wird einerseits nicht aufgehoben, aber Jesus Christus hat andererseits (in der Erlösungsordnung) die gleiche Würde von Mann und Frau wiederhergestellt, sie gleichgestellt. Für das Verhältnis von Mann und Frau bedeutet das die Erlösung aus den Strafen des Sündenfalls der Menschen. Frau und Mann haben die gleiche Würde und atmen den gleichen Geist Gottes, so dass sich das alttestamentliche Prophetenwort aus *Joel 3,1* erfüllt: „*Danach aber wird es geschehen, dass ich meinen Geist ausgieße über alles Fleisch. Eure Söhne und Töchter werden Propheten sein*“. Dank des Wirkens des Hl. Geistes sollen Mann und Frau nun in gleicher Würde miteinander leben.

Kommen wir auf das Bibelwort in *1 Kor 11,5* zurück, wo es heißt: „Eine Frau entehrt ihr Haupt, wenn sie prophetisch redet oder betet und dabei ihr Haupt nicht verhüllt“.

Hier hören wir doch ganz deutlich, dass Paulus ja nicht das öffentliche Reden von Frauen in Frage stellt. Vielmehr geht er offensichtlich selbstverständlich davon aus, dass es in Korinth Prophetinnen gibt, die prophetisch reden und beten.

Deshalb will Paulus ja auch nicht ihre Redebefugnis einschränken, sondern bittet die Frauen aus Rücksicht auf den Frieden in der Gemeinde, Fragen der Schicklichkeit zu beachten. Paulus will verhindern, dass der Haarschnitt zum Ärgernis wird, der den Frieden in der Gemeinde Jesu Christi in Gefahr bringt. Damit liegt hier ein vergleichbarer Fall vor wie in *1 Kor 14,34f*.

Ich wage es deshalb an dieser Stelle mit der heutigen Exegese zu sagen: Wenn man bedenkt, welchen Missverständnissen die

damals gängige jüdisch-theologische Deutung Tür und Tor geöffnet hat, so wäre es besser gewesen, Paulus wäre bei der Frage der Schicklichkeit geblieben und hätte eine theologische Argumentation vermieden.²²

4. Das Zusammenwirken in der Missions- und Gemeindegarbeit:

Der Umgang, den Paulus bei seiner Gemeindegarbeit mit Frauen pflegt, spiegelt seine theologischen und anthropologischen Kernaussagen wieder, von denen wir gerade gehört haben.

Von einer Unterordnung der Frauen unter die Männer kann nicht die Rede sein.

Im Gegenteil, für Paulus scheint es selbstverständlich zu sein, dass auch Frauen bei der Missions- und Gemeindegarbeit gleichberechtigt mitwirken. Leider können wir heute aus den spärlichen und verstreuten Nachrichten heraus nicht mehr im Detail nachvollziehen, welchen Beitrag sie im Einzelnen geleistet haben.²³

Aber wir hören im Römerbrief immerhin von 10 Frauen, mit denen Paulus an anderen Orten zusammengearbeitet hatte: Phöbe, den christlichen (Ehe)Paaren Priska und Aquila sowie Andronikus und Junia²⁴, Maria, Tryphäna und Tryphosa, Persis, Julia, die Schwester des Nereus und die Mutter des Rufus (Röm 16,1–15). Aus der Art, wie Paulus sich auf diese Frauen bezieht, kann man schließen, dass es in dieser Zeit zwischen der missionarischen Arbeit des Paulus und jener Frauen keinen Unterschied gab. Ebenso gab es für Männer und Frauen das gleiche Risiko der Verfolgung und Gefangenschaft.²⁵

Darüber hinaus tauchen 6 weitere Frauengestalten auf wie Chloe (1 Kor 1,10f), Nympha (Kol 4,14), Euodia und Syntyche (Phil 4,2f), Aphia (Phlm 2) sowie die aus der Apostelgeschichte bekannte Purpurhändlerin Lydia (Apg 16,14–40²⁶).

Dennoch zeigt gerade die Liste am Ende des Römerbriefes, in der Paulus seine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Gemeinde von Rom grüßt, welche Bedeutung

Frauen bei der Gemeindegarbeit gespielt haben zu einer Zeit, als es noch keine festen hierarchischen Strukturen gab.

5. Die nachpaulinische Zeit und ihre Wirkung bis ins 20. Jh. hinein

Aber die Zeiten ändern sich mit dem Tod des Paulus. Zwei Generationen nach Paulus, am Anfang des 2. Jh., hören wir in den Deuteropaulinen²⁷ bzw. Pastoralbriefen²⁸ ganz andere Töne, die nicht mehr nach der Gleichstellung des Paulus klingen.

Ich zitiere aus dem 2. Kapitel des Timotheusbriefes:

„Ich will, dass die Männer überall beim Gebet ihre Hände in Reinheit erheben, frei von Zorn und Streit. Auch sollen die Frauen sich anständig, bescheiden und zurückhaltend kleiden; nicht Haartracht, Gold und Perlen oder kostbare Kleider seien ihr Schmuck, sondern gute Werke; so gehört es sich für Frauen, die gottesfürchtig sein wollen. Eine Frau soll sich still und in aller Unterordnung belehren lassen. Dass eine Frau lehrt, erlaube ich nicht, auch nicht, dass sie über ihren Mann herrscht; sie soll sich still verhalten. Denn zuerst wurde Adam erschaffen, danach Eva. Und nicht Adam wurde verführt, sondern die Frau ließ sich verführen und übertrat das Gebot. Sie wird aber dadurch gerettet werden, dass sie Kinder zur Welt bringt, wenn sie in Glauben, Liebe und Heiligkeit ein besonnenes Leben führt“ (1 Tim 2,8–15).²⁹

Hier haben wir ein ausdrückliches *Lehrverbot für Frauen* (vgl. dagegen 1 Kor 14,34f).

Was ist passiert, was hat sich innerhalb von etwa 50 Jahren verändert, so dass wir ganz andere Formulierungen und ein ganz anderes theologisches Konzept in den Deuteropaulinen bzw. Pastoralbriefen vorfinden?³⁰

Inzwischen hat die junge Kirche innerhalb der patriarchalen Gesellschaft hierarchische Strukturen entwickelt. Es sind Ämter entstanden, die den Männern vorbehalten werden. Frauen werden von diesen Ämtern ausgeschlossen, obwohl sie zunächst offen-

sichtlich Anteil an Diensten innerhalb der Gemeinden z.B. als Leiterinnen von Hausgemeinden (wie z.B. Lydia) oder im diakonischen Bereich hatten.

Was ist der Grund dafür? Immer wieder treten Menschen (im hellenistischen Raum) auf, die Irrlehren (wie die Gnosis) verbreiten. Die Kirche fühlt sich bedrängt und muss sich zur Wehr setzen, um die apostolische Lehre zu bewahren. Der Verfasser des 2. Timotheusbriefes hat wohl einige schlechte Erfahrungen mit jungen Frauen und Sklaven gemacht. Er hält sie für diejenigen, durch die die Glaubenslehre in Verruf geraten kann (vgl. 2 Tim 3,6f) und will deshalb generelle Regelungen und Verbote. Er und die Männer seiner Zeit wollen Frauen aus einflussreichen Stellen vertreiben und ihr Wirken auf Haus und Familie beschränken (vgl. bes. 1 Tim 2,9–15). Auf diese Art und Weise glaubt der Verfasser der Pastoralbriefe, dass sich die kleine Herde der noch jungen Kirche Jesu Christi innerhalb einer vornehmlich patriarchal strukturierten Gesellschaft besser behaupten kann.

Das wird auch theologisch begründet. Dazu dienen zum einen die uns bekannten klassischen Aussagen aus der jüdischen Schöpfungstheologie. Zum anderen greifen die Verfasser auf Passagen in den Briefen des geschätzten Paulus zurück und legen sie eng aus. Alles in allem leiten sie daraus eine Unterordnung der Frau unter den Mann ab. Damit verkehren sie die Lehre des Apostels Paulus zur Gleichstellung aller Menschen in das Gegenteil.

Leider hat die Mahnung zur Unterordnung der Frau durch die Jahrhunderte hindurch eine sehr lange Wirkungsgeschichte, und zwar bis in das 20. Jh. hinein, gehabt.

Frauen, Frauengruppen und Frauenverbände haben seither um die Anerkennung der vollen und gleichen Würde der Frau in der Gesellschaft gekämpft. Artikel 3 unseres Grundgesetzes zur Gleichstellung von Mann und Frau ist eine Frucht davon.

Auch im Vorfeld des II. Vatikanischen Konzils haben sich Vertreter und Vertreterinnen der katholischen Kirche u.a. darum bemüht, dass Frauen zu allen Diensten des

gemeinsamen Priestertums aller Getauften gleichberechtigt zugelassen werden. Das II. Vaticanum hat die Voraussetzungen dafür geschaffen, dass diese Dienste nach und nach für die Frauen eingerichtet werden konnten.³¹

6. Auftrag zum gleichberechtigten Zusammenleben in Christus

Deshalb ist – nicht nur in Bezug auf unsere Fragestellung – für die Frauen das Paulusjahr, das Papst Benedikt XVI. ausgerufen hat, ein Segen, denn die Frauen können und müssen sich sogar auf Paulus und sein Gleichheitsprinzip in Gal 3,27f beziehen.³²

Die Aussage im Galaterbrief fordert Männer und Frauen heraus, sich der Erlösung und Taufgnade noch einmal bewusst zu werden: Jesus Christus hat uns von aller Sünde und Unfreiheit erlöst und in der Taufe Anteil an ihm gegeben. Aus dieser Gabe erfolgt eine Aufgabe, ein Auftrag an uns: Im Leib Christi sollen Frauen und Männer, Ausländer, und Einheimische, Priester und Laien, Arme und Reiche, Junge und Alte in der einen Welt – gleichberechtigt zusammenleben. Die Kirche Christi soll zu einem Ort in der Welt werden, „wo es anders zu geht als sonst“.³³

Anmerkungen:

- ¹ Impuls für die Frauenkommission im Erzbistum Köln am 11.12.2008.
- ² Vgl. dazu Norbert Baumert: Frau und Mann bei Paulus. Überwindung eines Missverständnisses. Würzburg 1993, 166.

- ³ Es handelt sich dabei um eine Mahnung auf einer sog. Haustafel, die das häusliche Leben ordnen will. Vgl. Rudolf Hoppe: Epheserbrief/Kolosserbrief (SKK NT 10). Stuttgart 1996, 77. Die Verfasserfrage: Sprache, Stil und theologisches Gedankenführen machen deutlich, dass Paulus nicht der Verfasser des Epheserbriefes ist. Vgl. Hoppe ebd., 16.
- ⁴ Vgl. hierzu Joachim Gnlika: Paulus von Tarsus. Apostel und Zeuge. Freiburg 1997.
- ⁵ In den Strukturen des Todes sind die Menschen unfähig, die Thora als von Gott gegebenes Lebensmittel zu leben. Vgl. Luise Schottroff: Der erste Brief an die Gemeinde in Korinth. Wie Befreiung entsteht, in: Luise Schottroff/Marie-Theres Wacker: Kompendium Feministischer Bibelauslegung. Gütersloh 1999, 591.
- ⁶ Vgl. ebd. 574.
- ⁷ Es handelt sich also um eine Interpolation. Vgl. Norbert Baumert: Frau und Mann bei Paulus, 574–592, hier: 178.
- ⁸ Ebd., 179.
- ⁹ Ebd., 179f.
- ¹⁰ Vgl. hierzu Anneliese Hecht: Paulus und die Frauen. Stuttgart 2008, 79f.
- ¹¹ 1 Kor 11,2 belegt, dass es eine gängige Praxis in Korinth gab, nach der Frauen öffentlich in der Gemeinde prophetisch sprachen.
- ¹² Vgl. Norbert Baumert: Frau und Mann bei Paulus, 179.
- ¹³ Vgl. hierzu Marlies Gielen: „Gehört es sich, dass eine Frau unverhüllt zu Gott betet“? Der Streit um die Kopfbedeckung oder Frisur in 1 Kor 11,2–16, in: Bibel und Kirche 3/2002, 134–38.
- ¹⁴ Überhaupt waren die Korinther dafür bekannt, dass sie auch die christliche Freiheit häufig sehr weit auslegten. Einige Frauen und Männer verhielten sich ungehörig. Vgl. dazu Rudolf Hoppe, SKK NT 10, 78.
- ¹⁵ Baumert geht davon aus, dass die Frauen ihre Haar aufgelöst hatten. Vgl. Norbert Baumert: Frau und Mann bei Paulus, 180.
- ¹⁶ Vgl. Walter Radl: Galaterbrief (SKK NT 9) Stuttgart 1996, 61f.
- ¹⁷ Die moderne Bibelauslegung hat uns ein anderes, partnerschaftlich orientiertes Verständnis der Schöpfungserzählungen erschlossen. Vgl. Marlies Gielen, Gehörtes sich..., 138.
- ¹⁸ Das hebr. Wort für Rippe bedeutet auch „Seitenenteil“ und deutet somit auf die Ebenbürtigkeit von Mann und Frau hin.
- ¹⁹ „Da ließ Gott, der Herr, einen tiefen Schlaf auf den Menschen fallen, so dass er einschlief, nahm eine seiner Rippen und verschloss ihre Stelle mit Fleisch. Gott, der Herr, baute aus der Rippe, die er vom Menschen genommen hatte, eine Frau und führte sie dem Menschen zu“ (Gen 2,21–23).
- ²⁰ So erklärt sich die Formulierung: Gott ist das Haupt von Christus, Christus ist das Haupt des Mannes, und der Mann ist das Haupt der Frau. Genau in dieselbe Richtung geht das Wort, dass der Mann das Bild Gottes ist, die Frau aber das Bild des Mannes. Vgl. Marlies Gielen, Gehört es sich..., 137. Soweit die theologische Erklärung. Aber natürlich ist das Wort Haupt eine Herrschaftsbeziehung und auch Garant für die Funktionsfähigkeit des ganzen Organismus. Und damit spiegelt die Aussage über die Unterordnung auch die damaligen soziologischen Gegebenheiten wider, denn es bestand eine patriarchale Gesellschaftsordnung. Vgl. Hoppe, SKK NT 10, 80.
- ²¹ Marlies Gielen, a.a.O., 138.
- ²² Vgl. Marlies Gielen, a.a.O., 138.
- ²³ Vgl. dazu Hermann-Josef Venetz: Frauen von Rang und Namen. Ein anderer Blick in paulinische Gemeinden, in: Bibel und Kirche 3/2002, 127–139, hier: 128ff.
- ²⁴ In der EÜ steht anstelle von Junia „Junias“. Im Mittelalter wurde aus der Frau ein Mann gemacht, weil man sich eine Frau nicht als Apostelin vorstellen konnte. Doch der Name Junias lässt sich in der gesamten Antike nicht nachweisen. Vgl. dazu Bernadette Brooten, „Junia... hervorragend unter den Aposteln“ (Röm 16,7) in: Elisabeth Moltmann-Wendel (Hg.), Frauenbefreiung. Biblische und theologische Argumente (München 1983), 148–51, zitiert bei Hermann-Josef Venetz, a.a.O., 130.
- ²⁵ Vgl. dazu Elsa Tamez: Der Brief an die Gemeinde in Rom. Eine feministische Lektüre, in: Kompendium (s. Anm. 5), 557–573, hier: 559.
- ²⁶ Die Apg ist gegenüber den authentischen Paulusbriefen eine Sekundärquelle.
- ²⁷ Die Deuteropaulinen sind pseudepigraphische Schreiben, die sich auf Paulus als eine anerkannte Autorität berufen, um seine Maximen innerhalb der Kirche zu verarbeiten bzw. seine Interpretation des Erbes gegen andere Interpretationen zu richten bzw. zu verteidigen.
- ²⁸ Der 1. und 2. Timotheusbrief und der Titusbrief haben die theologischen Schwerpunkte oft ganz anders gesetzt als in den echten Paulusbriefen. Häufig lassen sich zeitgeschichtliche Mitteilungen mit den anderen Briefen und mit der Apg nicht in Einklang bringen. Außerdem gibt es auffallende sprachliche Abweichungen. Dies alles lässt den Verdacht aufkommen, dass nicht Paulus der Verfasser ist. Wahrscheinlich wurden die Briefe von einem heidenchristlichen Paulusschüler um 100 n. Chr. verfasst. Vgl. Udo Borse: 1. und 2. Timotheusbrief/Titusbrief (SKK NT 13). Stuttgart 1999, 9–11.
- ²⁹ Vgl. dazu auch 1 Petr 3, das sehr starke Anklänge an 1 Tim 2 hat.

³⁰ Vgl. dazu Marlies Gielen, a.a.O., 138.

³¹ Vgl. hierzu GS Nr. 29, zitiert in dem Wort der deutschen Bischöfe, „Zu Fragen der Stellung der Frau in Kirche und Gesellschaft“ vom 21.9.1981. Hrsg. Sekretariat der DBK in Bonn. Vgl. auch Eduard Nagel: Ein erwachendes Bewusstsein. Frauen in offiziellen Texten und Dokumenten zur Liturgie, in: Heiliger Dienst 1/1997. 51. Jg., 1997, 55/69.

³² Vgl. Walter Radl, SKK NT 9, 62.

³³ Zitat von G. Ebeling. Vgl. ebd., 63. Vgl. hierzu auch das Bischofswort zu Fragen der Stellung der Frau in Kirche und Gesellschaft vom 21.9.1981, hrsg. v. Sekretariat der DBK. Bonn 1981.

Elke Chladek

„Willst du mit mir gehen?“

Religiöser Schultag für Hauptschulen

Idee und Ziele eines Religiösen Schultages

Der „Religiöse Schultag“ ist ein im Herbst 2007 neu konzipiertes Projekt der Abteilung Schulpastoral und Hochschulen im Erzbistum Köln. Zielgruppen sind Schülerinnen und Schüler der 9. oder 10. Klasse an Hauptschulen. Das „Neue“ ist die Zusammenarbeit mit ausgebildeten Teamern für Besinnungstage (meist Studenten der Theologie oder Sozialpädagogik) und die Möglichkeit für Schüler/innen sich, ergänzend zum Religionsunterricht, mit religiösen Themen auseinanderzusetzen.

Begleitet von einem Referententeam, den Teamern und den Gemeinde- und Pastoralreferenten für die Schulpastoral in den jeweiligen Stadt- und Kreisdekanaten, sind die Jugendlichen eingeladen, einen Schultag einmal ganz anders zu verbringen.

Neben spirituellen Impulsen steht vertiefendes religionspädagogisches Arbeiten in Kleingruppen an. Die jeweils eigene Lebensorientierung und Lebensplanung, sowie das Nachdenken und der Austausch über lebensrelevante Themen wie Zukunft, Perspektiven, Ängste oder Beziehungen dienen der ganzheitlichen Persönlichkeitsförderung.

Ziel ist es, Jugendlichen im Lebensraum Schule Lebensorientierung aus dem Glauben anzubieten und sie mit der Zuversicht, die aus dem Glauben erwächst, zu stärken.

Religiöser Schultag zum Thema: **Beziehung, Liebe, Partnerschaft und Ehe**

Erstmalig finden jetzt in der Region Düsseldorf, Neuss und Mettmann mehrere

Religiöse Schultage in Kooperation mit den zuständigen Gemeinde- und Pastoralreferenten in der Ehe- und Schulpastoral statt. Die Schulpastoral kann hier als „Türöffner“ für die Ehepastoral dienen, weil die Jugendlichen in diesem Alter noch sehr ansprechbar auf diesen Themenbereich sind.

Kardinal Joachim Meisner hat „Ehe und Familie“ als Jahresthema 2008 im Erzbistum Köln benannt, das wir gerne zum Thema unserer Religiösen Schultage machten, und zahlreiche Facetten aufgriffen, die das Thema Beziehungen anbietet.

Stehen bei Jugendlichen der 9. und 10. Jahrgangsstufe sehr schnell, und oft ausschließlich, Fragen von Sexualität und Empfängnisverhütung im Vordergrund, war es uns ein Anliegen, die ganze Bandbreite von Beziehung anzuschauen und den Blick zu weiten:

- Die Jugendlichen sollen Sensibilität für die verschiedenen Arten von Beziehungen entwickeln, und sich Gedanken machen über Qualität von Beziehungen (Beziehung hat viele Namen: Freundschaft, Heimat, Fußball, Abenteuer Liebe, Familie, Gottesbeziehung).
- Die Jugendlichen sollen sich mit Wertvorstellungen in der Gesellschaft und im persönlichen Kontext auseinandersetzen, und anfanghaft verstehen, dass Ideal- und Realvorstellung nicht deckungsgleich sind.
- Den Jugendlichen sollen im abschließenden Gottesdienst Räume eröffnet werden, sich, ihr Leben und ihre Beziehung in der Gegenwart Gottes wertschätzend und kritisch zu betrachten, zu bitten und zu klagen; ihr Leben unter den Segen Gottes stellen.

Die „Kunst“ eines solchen Religiösen Schultages ist es, die Themen und Fragestellungen der Jugendlichen aufzugreifen und gleichzeitig die eigenen Ziele nicht aus dem Blick zu verlieren. Geht es doch darum, neue Sichtweisen kennen zu lernen, den Blick über den eigenen Tellerrand zu wagen, sich zu öffnen für tiefere Fragestel-

lungen. Das kann gelingen, wenn Methode, Art und Weise der Ansprache, den „Lebensnerv“ der Jugendlichen treffen.

Verlauf eines Religiösen Schultags

Der Religiöse Schultag beginnt mit einem morgendlichen Impuls in einer nahe gelegenen Kirche.

Durch Lieder, Gebete und eine Körperübung werden die Jugendlichen an das Thema des Tages herangeführt. Die Körperübung lässt die Jugendlichen ahnen: um anderen zu begegnen, muss ich mir selbst begegnen; um anderen entgegenzugehen, muss ich wissen, wo ich selber stehe; um andere zu lieben, muss ich mich selber lieben.

Das abschließende Gebet leitet in die Weiterarbeit in den Kleingruppen über

*Lebensspendender Gott,
wir stehen vor dir.*

*Du hast uns vor dich hingestellt
auf einen Standpunkt in dieser Welt.*

*Wenn wir miteinander gehen wollen,
brauchen wir Halt und Standpunkte.*

Wir stehen vor dir,

und stellen uns unter deinen Segen.

Hilf uns,

dass wir standhaft bleiben in unseren Hal-

tungen und Meinungen,

dass wir Stellung beziehen in unseren Be-

ziehungen.

Segne uns und alle Menschen, denen wir

begegnen.

In Gruppen von 10–12 Schüler/innen wird dann während des gesamten Vormittags gelebt und gearbeitet. Zum Einstieg in die Gruppenarbeiten werden Methoden gewählt, um verschiedene Facetten von Beziehungen aufzuzeigen und auszuprobieren. Die Jugendlichen können Nähe und Distanz ausprobieren und nachspüren, welche Gefühle das auslöst.

In einem weiteren Schritt geht es um Qualität und unterschiedliche Gewichtung von Beziehungen. Die Jugendlichen gestalten mit Symbolen und Farben ihren

Lebensweg, bei dem Beziehungen und Weggemeinschaften im Vordergrund standen. Wichtig bei dieser Arbeitseinheit: der abschließende „Museumsbesuch“ bei dem alle „Kunstwerke“ wertschätzend unkommentiert angeschaut werden.

Das abschließende Gespräch, indem Möglichkeit zu Nachfragen und Austausch besteht, eröffnet zudem den Blick auf die religiöse Dimension von Beziehungen, auf das „Mehr“, auf die Sehnsucht, die hinter allem steht.

In der nächsten Einheit geht es in einer „Werteauktion“ darum, mit zugeteiltem Spielgeld die Werte zu ersteigern, die jedem einzelnen wichtig sind.

Der abschließende Wortgottesdienst greift die lebensspirituelle Dimension des Schultages auf und schlägt die Brücke zwischen dem, was Schüler/innen bewegt und dem uns bewegenden Gott. An verschiedenen Stationen in der Kirche können die Jugendlichen alles, was sie berührt und nachdenklich gemacht hat, vor Gott bringen: an der Klage-mauer, am Ort des Gebets, am Ort der Liebe und der Zuneigung, am Ort des Wortes Gottes oder am Ort der Stille. Gebet und Schriftlesung runden all diese Erfahrungen ab und lassen die Schüler/innen mit dem Segen Gottes ihren Weg mit all ihren Beziehungen gehen.

Durch den morgendlichen Impuls und den abschließenden Wortgottesdienst in einer Kirche können die Jugendlichen diesen Ort noch einmal anders erfahren: mein Leben, alles was mich ausmacht und bewegt, hat Platz im Hause Gottes. Dieses räumliche und personelle Angebot ist eine Chance, die Schulpastoral bietet.

Resümee

Die Erfahrung dieser Religiösen Schultage zeigt, dass Jugendliche sich auch religiös-spirituell ansprechen lassen und die Möglichkeit zum Gespräch nutzen. Die Bereitschaft, sich auf Neues einzulassen, Dinge auszuprobieren und Neuland zu betreten im

religiösen und emotionalen Bereich ist gerade bei Jugendlichen dieses Alters und dieser Schulform relativ hoch. So gab es sehr dichte Gesprächseinheiten, in denen sich zeigte, dass Schüler/innen aus schwierigen familiären Verhältnissen Sehnsucht nach den Dingen haben, die sie zu Hause teilweise nicht erleben: Liebe und Geborgenheit, Angenommensein und Wertschätzung. Die Offenheit für den Zuspruch Gottes, der uns Menschen Halt und Grund schenkt, ist hier gegeben. An uns liegt es, die richtige Sprache zu finden, den jungen Menschen von heute diese Botschaft zu sagen.

Durch den Religiösen Schultag haben Lehrer/innen die Möglichkeit, religiöse Themen aufzugreifen oder weiter zu bearbeiten, die bereits angedacht sind und bei den Jugendlichen Interesse geweckt haben.

Der Lernraum Schule wird so immer mehr auch zum Lebensraum, weil Jugendliche mit ihren Sorgen und Fragen, mit ihrem ganzen Leben Raum finden.

Kooperation und Vernetzung

Dieses gemeinsame Projekt der Schulpastoral und der Ehepastoral machen die Schnittstellen unseres pastoralen Handelns deutlich. Das ressourcenorientierte, vernetzende Arbeiten mit den Regionalreferenten der Ehepastoral erwies sich für alle Beteiligten als fruchtbringende Arbeit, weil es beiden Arbeitsfeldern und vor allem der Zielgruppe, Schüler und Schülerinnen, zugeht.

Studierende...

...eine kompetente und liebevolle Zukunftsperspektive unserer Kirche

*Kontextuelle Aspekte zur Situation,
Herausforderung und Zukunft der Hoch-
schulpastoral an deutschen Universitäten
und Fachhochschulen*

Zum Thema Pastoral können, von irgendeiner Pastoral selbst betroffen, irgendwie immer alle etwas sagen.

So auch die Leser und Leserinnen dieser Art von Publikation, die Ihnen, sie halten sie gerade in der Hand, als wohl vertraut wieder einmal „angereicht“ worden ist.

Deshalb meine Bitte, was sagen Sie als vermutlich von Pastoral Betroffene zu diesem „Bild“:

An allen deutschen Hochschulstandorten leben glücklich und zufrieden Studierende in großer Zahl, und sie finden dort alles was ein Student und eine Studentin so brauchen: Bildung, Nahrung, Kleidung, Gesellschaft, Wohnung, Unterhaltung und Entspannung.

Allerdings eines wäre nicht vorhanden, Hochschulpastoral (HP). Von dieser pastoralen Gattung also wäre weit und breit nichts zu sehen, keine Hochschulgemeinde, keine Studierendengemeinde, keine Präsenz der Kirche an der Hochschule.

Können Sie sich das vorstellen? Hat Ihre Vorstellung für ein solches Szenario überhaupt Sensoren. Fehlt Ihnen etwas in der pastoralen Landschaft unserer Bistümer, wenn Hochschulpastoral fehlte?

Interessanterweise antworten Insider der Kirche, die oft vermeintlich (besser) Wissenden und Outsider, die oft eher Unwissenden auf dieses fiktive Bild mit dem weißen Fleck unisono so und das natürlich fiktiv:

„Wenn es keine Hochschulpastoral gibt, dann können die Studierenden ja in die Kirche gehen.“

Lebensansichten in Städten

Die Optik unserer Städte bestätigt vordergründig solche Antwort, denn an jedem europäischen Hochschulstandort ragen (noch) Kirchtürme in die Höhe. Diese können selbst von einem der Wissenschaft ganz ergebenen und auf dem Elfenbein des Wissens ruhig tagträumenden Studierenden nicht übersehen werden.

Dieselbe Antwort allerdings, auf die Lebensphase eines jungen Menschen herunter gebrochen, der mit dem Beginn eines Studiums absolutes Neuland seiner Existenz betritt, ist – freundlich formuliert – gut gemeint, mit Blick auf die Realität eins Studierenden formuliert allerdings inkompetent. Deshalb soviel vorweg, aber nur kryptisch: Student und Kirchturm ergeben noch keinen Leuchtturm.

Vielleicht beginnen ja schon hier die ersten Kritiker einzuwenden, die es auf dem Hintergrund schwindender kirchlicher Mittel und damit verbunden mangelnder personeller Möglichkeiten für maßlos halten, dass bundesweit in 122 katholischen Hochschul- und Studierendengemeinden 95 Priester und 169 vorwiegend pastorale Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter tätig sind. (Allerdings darf nicht übersehen werden, dass über die Hälfte der Beschäftigungsumfänge in diesen Berufsgruppen unter 50% liegen).

Dieses Potential sei doch, so manche Fachleute weiter, effizienter in der pfarrgemeindlichen Seelsorge und somit Struktur stabilisierend einzusetzen. Aber Gott sei Dank sehen das u. a. auch unsere Bischöfe und ihre Beraterinnen und Berater anders!

Kategoriale Seelsorge contra territoriale?

Trotz des Engagements unserer Kirche in der HP könnte mit solchen Antworten der alte, latent noch oft vorhandene Streit zwischen der territorialen und der kategorialen Seelsorge neu entflammt und die bekannte Frage neu gestellt werden, welche seelsorgliche Qualitäten wünschenswerter, da „besser“ seien.

Zur Auswahl stehen da die Gemeinde mit Kirchturm und vermessenem Territorium, oder die Menschen in vergleichbaren Lebenssituationen wie z. B. Studierende, aber auch Gefangene, Soldaten, Jugendliche, Alte, Behinderte oder Menschen im Krankenhaus.

Doch diese oft, und in Zeiten „magerer Jahre“ besonders präzise Streitfrage möchte ich hier nicht offensiv aufgreifen, sondern ich möchte in meinen Ausführungen passiv Elemente einer Antwort skizzieren.

Doch eines ist mit Blick auf die Zukunft und damit auf weiter schwindende Mittel einfach zur Kenntnis zu nehmen: Es werden weitreichende Entscheidungen anstehen müssen, die besonders auf Kosten einer der beiden Präsenzen der Pastoral gehen wird, da allen weiteren Ausdünnungen in der Fläche keine wirkliche Entscheidung zu Grunde liegen kann.

Ein Kriterium, hier nur am Rande erwähnt, für den auf uns weiter zukommenden Entscheidungsprozess kann heißen: Wo sind Menschen auf Grund ihrer Lebenssituation in einem Lebensraum partiell präsent, die situationsbedingt Interesse und „lebenspraktisch-technisch“ die Möglichkeit haben, zu hören, denn auch zukünftig wird gelten was der Apostel Paulus sagt: „Der Glaube kommt vom Hören.“ (vgl. Römerbrief Kap.10 Vers 17.)

Nun aber zurück zu der „Antwort mit dem Kirchturm“. Die stimmt! Denn jedes Gotteshaus einer Stadt, ob nun mit oder ohne Kirchturm, ist Einladung zu Gebet, Besinnung und Meditation, und wenn katholisch,

auch zur Feier der Heiligen Eucharistie. Davon sind als Zielgruppe die Studierenden nicht ausgenommen. Studierende leben (meistens) in Wohnungen, diese befinden sich im Normalfall in Straßen und diese gehören, kirchlicherseits geordnet, zu Pfarrgemeinden, und somit sind Studierende auch Gemeindemitglieder.

Pfarrgemeinden, hier nicht zu klären in welcher (auch zukünftigen) Erscheinungsform, sind wesentliche Orte in unserer Gesellschaft. Sie sind, grob skizziert, für viele Menschen berechenbar und entlastend weil meist klar strukturiert und gegliedert, sie sind Orte des Ankommens, der Begegnung und des Verweilens, der religiösen und kulturellen Identität und Entfaltung, sowie Orte des Gründens und Gestaltens familiärer und anderer Beziehungsfelder.

Studierende aber sind in eine Lebenswelt selbstbestimmt hineingeworfen, die ganz anders tickt. Ihre Lebenswelt (besonders als Einsteiger) ist geprägt von Orientierung und Neubeginn und damit verbunden von Verunsicherung. In ihrer Lebenswelt gelten kontinuierlich Tempo, Fachlichkeit, Erfolg, Flexibilität und Anpassungsfähigkeit, Mobilität sowie Erfindergeist und Kreativität. Sie selbst befragt sind all dem gewachsen, aber wie sie das alles auf die Reihe bekommen wissen sie oft auch nicht wirklich.

Selbst bei aller Unklarheit in der Lebenswelt der Studierenden, auch bezogen auf die Frage was denn nach dem Studium sein wird, ist eines für sie klar: „Studentische Lebenswelt, in dir will ich sein!“

Diese Lebenswelt bedarf – kirchlicherseits betrachtet – eines auf sie zugeschnittenen Engagements, und nicht nur der wertvollen Standardantwort Pfarrgemeinde, in welcher Form auch immer.

Dieses spezifische Engagement charakterisiert ein organisierter Ausnahmezustand von katholischer Kirche, eben der Hochschulpastoral, als Punktlandung mitten in der Lebensrealität der Studierenden.

Studierende im Blick

Grundsätzlich sind Studierende keine homogene Gruppe und auch keine Spezies. Sie sind individuell Frauen und Männer mit Persönlichkeit und Potential.

Sie sind auch keine voll pubertierenden Jugendliche mehr, sondern junge Erwachsene in einer neuen und zukunftsweisenden Umbruchphase, die, eigenbiographisch bisher unvergleichlich, sie nun weitgehend selbst gestalten und verantworten müssen.

Gleichzeitig begibt sich der Studierende in das System Hochschule, das stark reglementierend ihn fordert, herausfordert und manchmal auch überfordert.

Bezogen auf eine religiöse Sozialisation sind einerseits Studierende anzutreffen, an denen jede so geartete Sozialisation vorbeigegangen ist, andererseits bringen Studierende aber auch noch den Klassiker von vorgestern mit, den sie oft so verbalisieren: „...und bis zum Beginn meines Studiums war ich dann auch noch Vertreter im PGR, aber am Wochenende und in der vorlesungsfreien Zeit leite ich trotz Studium noch immer eine...“ Dazwischen gibt es alle nur erdenklichen Sozialisationsformen.

Einige religiös Sozialisierte brechen mit ihrer religiösen Vergangenheit oder zumindest mit der religiösen Praxis als einem (bewussten oder unbewussten) Akt des Erwachsen-geworden-Seins.

Andere bisher „Fernstehende“ entdecken in diesem Lebensabschnitt ihre religiöse Dimension und suchen entsprechende Informanten.

Diese Interessenten möchten meist auch auf dem Niveau eines angehenden Akademikers kommunizieren und effizient, wie andererseits im Studienbetrieb auch erwartet, hier erst einmal über den katholischen Glauben „nur“ informiert werden.

Ob der Studierende nun in Sachen des Glaubens und der Kirche eher ein Ehemaliger, oder ein weiter Engagierter, ein Interessierter oder ein noch Uninteressierter ist, die HP versteht sich der Lebenswelt eines jeden Studierenden verpflichtet, und das nicht nur aber auch im Sinne eines

„Stand By Modus“ der katholischen Kirche.

Punktlandung und Justierung

Der Anspruch, „Stand By Modus“ der katholischen Kirche in der Lebenswelt der Studierenden zu sein, und gleichzeitig qualitativ fähig zur Punktlandung in ihrer Lebenswelt, fordert in besondere Weise die von der Kirche mit der HP beauftragten und betrauten Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter immer neu heraus.

So müssen die in der HP Tätigen neben ihrer Angebotsstruktur sich selbst auch immer wieder Rechenschaft über ihr pastorales Handeln geben. Denn der Wandel der Lebenswelten und Beziehungsfelder, der Strukturen an den Universitäten und Fachhochschulen, der gesellschaftlichen Herausforderungen, der Kommunikationsformen, halt all dessen was die Lebenswelten der Studierenden in Bewegung hält, verlangt nach Reflexion und ggf. Neujustierung in der HP neben ihrem Anspruch, kontinuierlich und verlässlich zu sein.

Reflexion ist darüber hinaus auch für die in der HP Tätigen ein gutes Mittel, um nicht in die „subjektive Tätigkeitsfalle“ zu tappen, in der sich die in der HP Tätigen orientieren an den eigenen Hobbys und lieb gewordenen Themen und Praktiken, oder sich dominieren lassen von beliebigen Mehrheiten.

HP ist ein personales Angebot, die Präsenz von kompetenten Menschen, und anders auch nicht zu haben.

Weiter lehrt die Erfahrung, dass Teams in der HP bessere Möglichkeiten haben, nicht nur ihr Handeln zu reflektieren und Perspektiven neu zu entwerfen, sondern Teams haben die Möglichkeit mit mehr als nur zwei Augen und so angemessener die Zielgruppe in den Blick zu nehmen. Dass die in den Blickgenommenen nicht nur Objekt, sondern auch Subjekt der HP sind, ist für eine Kirche, die sich „als Volk Gottes auf dem Weg“ versteht, konstitutiv!

Präsenz der Kirche an den Hochschulen

HP ist ein Tätigkeitsfeld der kategorialen Seelsorge, das angesiedelt ist an den Standorten der Universitäten, Hochschulen und Fachhochschulen und verantwortet wird von dem „zuständigen“ Bistum und seinem Bischof. Ihre Grundlage ist die Verkündigung des Evangeliums in Diakonia, Martyria und Liturgia.

Auf diesem Fundament setzt die HP besondere Akzente: Die Vermittlung des Glaubens (z.B. auch in Crash-Kursen für Erst-Interessierte), die Feier der Liturgie, das gesellschaftliche Engagement, die Beratung und Begleitung einzelner Studierender, die Kommunikation der kirchlichen Werte und Traditionen, die Eröffnung spiritueller „Erlebnisfelder“, der interreligiöse und interkulturelle Dialog und nicht zu letzt auch das Erleben von Gemeinschaft. Auf diese Akzente bezogen fordert die HP sich selber heraus auch ein Ort der experimentellen Möglichkeiten zu sein.

Darüber hinaus organisiert sich die HP auch auf Bundesebene im „Forum Hochschule & Kirche“, um auch in Vernetzung und Solidarität über die je eigene Hochschulgemeinde hinaus aus dem Evangelium heraus konkret, z.B. politisch, bezogen auf die Lebenssituationen der Studierenden, handeln zu können. (Weitere Infos hierzu im Internet unter: www.fhok.de)

Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls und der deutschen Bischöfe

In der Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls zur Präsenz der Kirche an den Universitäten und in der universitären Kultur von 1994 wird die Hochschulpastoral als eine besondere Sorge der Bischöfe (Ortsordinarien) hervorgehoben.

Das zweite Vatikanische Konzil hat in seiner Erklärung über die christliche Erziehung „Gravissimum educationis“ eine grundlegende Erklärung zur Hochschulpastoral abgegeben und die Bischöfe beauftragt, für die Hochschulpastoral Sorge zu tragen:

„Weil das Schicksal der Gesellschaft und der Kirche selbst mit der Entwicklung der Hochschulstudenten sehr eng verbunden ist, sollen die Oberhirten der Kirche nicht nur für das geistliche Leben der Studenten an katholischen Universitäten Sorge tragen; sie sollen vielmehr, um die geistliche Bildung aller ihrer Söhne besorgt, nach sachdienlichen Beratungen der Bischöfe darauf achten, dass auch an nichtkatholischen Universitäten katholische Studentenheime und Universitätszentren errichtet werden, in denen sorgfältig ausgewählte und vorgebildete Priester, Ordensleute und Laien der studierenden Jugend dauernde geistliche und geistige Hilfe bieten.“¹

Gemeinsame Synode

Der Beschluss der gemeinsamen Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland von 1976 betont die vordringliche Bedeutung der HP: „Die Hochschulpastoral gehört zu den vordringlichen Aufgaben der Kirche in der Bundesrepublik Deutschland. Daher ist die Arbeit der Hochschulgemeinden zu unterstützen. An der Hochschule verwirklichen die Hochschulgemeinden die Grundfunktionen der Kirche: Glaubensdienst (Verkündigung), Gottesdienst (Liturgie) und Bruderdienst (Diakonie). Es ist ihre Aufgabe, diese in ihrem vollen Umfang zum Maßstab ihrer pastoralen Tätigkeit zu nehmen.“²

Weiter betont die Synode in ihrem Beschluss Schwerpunkte kirchlicher Verantwortung im Bildungsbereich, dass die Hochschulgemeinden allen, die im Bereich der Hochschule lehren und lernen, umfassend Hilfe leisten soll. Es ist ihre Aufgabe, Lehrende und Lernende im Gespräch zu verbinden, Konflikte zu lösen und ihre Mitglieder und Arbeitsgruppen zu verantwortlicher Übernahme von Aufgaben in den Gremien der Hochschule und bei persönlichen wie sozialen Hilfeleistungen zu ermutigen.

Dabei erwartet die Synode von den Hochschulgemeinden, dass sie ihre Arbeit mit

Blick auf alle, im Bereich der Hochschule Tätigen gestaltet. Die Bemühungen der Hochschulgemeinden dürfen nicht auf einzelne Gruppen eingengt werden, sondern müssen alle freien Initiativen und Formen von Zusammenschlüssen berücksichtigen.

Auch politische Verantwortung in Hochschule und Gesellschaft ist den Hochschulgemeinden nicht abzusprechen. Einseitige Parteinahmen, so wünscht die Synode, sollen dabei allerdings vermieden werden.

Der kirchliche Auftrag zur Hochschulpastoral wird immer im Kontext der jeweiligen Zeit wahrgenommen. Die Situation der Kirche und der Gesellschaft, die Lage der Studierenden und die Situation der Hochschulen, die öffentliche Meinung und das, was manchmal als „geistige Großwetterlage“ bezeichnet wird, bestimmen wesentlich die Hochschulpastoral mit.³

Grundvollzüge

Die hier angesprochenen Aspekte zusammengefasst, auf dem Hintergrund der Grundvollzüge christlichen Lebens, lauten: HP im Kontext globalen Wandels als die identifizierbare „Präsenz der Kirche an den Hochschulen“ ist ein zentraler Auftrag der Kirche, der als ein Angebot alle in den Hochschulen Handelnde erreichen möchte.

Diese Präsenz bezieht sich ausdrücklich nicht nur auf die katholischen Studentinnen und Studenten, obwohl sie diese auch in besonderer Weise anzusprechen sucht.

HP will die Lebenssituationen und Lebensbedingungen der Studierenden, also die Konditionen in und um das Studium aktiv und engagiert in den Blick nehmen, wohl aber unterschiedlich gewichtet.

Dazu gehören das interreligiöse und interkulturelle Miteinander aller in die Hochschullandschaft Involvierten, Forschung, Wissenschaft und Lehre, sowie das über das Studium hinausreichende Persönlichkeitsbildende.

Im Mittelpunkt der HP steht der Studierende. Er ist, egal welcher Fachrichtung, Nationalität und Religion er sich zuordnet,

erster Ansprechpartner pastoralen Handelns.

Fundament hochschulpastoralen Handelns im Sinne der Sorge um das gelingende Leben der an den Hochschulen Tätigen ist die befreiende Botschaft Gottes, die uns in Jesus Christus geoffenbart ist und seit her ununterbrochen weitererzählt wird.

Entfaltung aus dem Evangelium

Das Evangelium nach Johannes formuliert diese Botschaft Jesu: „Ich bin gekommen, damit sie das Leben haben und es in Fülle haben“ (Joh 10, 10b).

Dieses Gotteswort findet seinen Ausdruck im Menschenwort: In der Beratung und Begleitung von Studierenden und Lehrenden, durch die Feier der Liturgie, in unterschiedlichen Formen der Interaktion zwischen den Religionen, Kulturen und Traditionen, in finanzieller Unterstützung von in Not geratener Studierenden, in gemeinsamer Freizeitgestaltung, in einer aktiven Mitverantwortung füreinander, durch die Einmischung in hochschulpolitische und gesellschaftliche Meinungsbildungsprozesse sowie in einer partizipativen Anteilhabe an Entscheidungsprozessen.

Die Option für „Randgruppen“, Benachteiligte, und Vergessene ist für die Hochschulpastoral genauso eine Herausforderung, wie ihre ethische und soziale Einlassung in Forschung, Wissenschaft und Lehre.

Lernort zukünftiger Verantwortungsträger

Studierende, die nach ihrem Studium in der Regel Entscheidungsträger an den Schaltstellen wirtschaftlichen, politischen und gesellschaftlichen Handelns sind, benötigen Lern- und Orientierungsfelder eines gerechten, wertschätzenden und qualifizierenden Miteinanders. Dazu bedarf es einer facettenreichen Persönlichkeitsbildung, zu der u. a. auch die Fähigkeit zu einem interkulturellen Konfliktmanage-

ment gehören sowie ein bodenständiges Selbstwertgefühl.

Als kirchliche Einrichtung mit Blick auf die zukünftigen beruflichen Tätigkeiten der Studierenden leistet die HP einen Beitrag zur interkulturellen, interreligiösen und international geprägten Persönlichkeitsbildung Studierender.

Diese anspruchsvolle Anteilnahme an der Entwicklung der Persönlichkeit junger Akademikerinnen und Akademiker kann nur dann gelingen, wenn die Kirche ihre Botschaft eindeutig und freiheitsliebend einbringt, und somit sich selbst nicht verleugnend auf Grund ihrer Kompetenz dazu beiträgt, dass die Studierenden Beheimatung auch in ihrer eigenen Kultur und Religion (neu-, wieder-) finden.

Imageproblem

HP ist in den Verlautbarungen der Kirche ausdrücklich gewollt. Die Kirche wird in unserer Gesellschaft oft aber sehr kritisch bis ablehnend bewertet, und davon bleibt die HP als Institution der Kirche nicht unberührt.

Grundlage der HP aber muss ihre Identifizierbarkeit sein, als ein von der Kirche gewolltes, also Kirche selbst, und verortetes Angebot frei von jedem Etikettenschwindel!

Deshalb aber stößt die HP oft auf ein kaum auszurottendes Problem. Es gibt in einer breiten Öffentlichkeit das tradierte Bild einer katholischen Kirche, die sich zurückgewandt, introvertiert, unzeitgemäß und arrogant zeigt. Dieses in sich unreflektierte Bild wird in der Regel 1:1 auf die Einrichtungen der HP übertragen. Näheres Hinschauen führt häufig zu der Erkenntnis, dass dieser Imagetransfer, wenn dieses Image auf die katholische Kirche bezogen denn überhaupt angemessen ist, auf die Einrichtungen der HP im Regelfall definitiv nicht zutrifft.

Angesichts dieser Erfahrung erscheint es sinnvoll, die Tätigkeitsfelder der HP in Zukunft noch transparenter zu präsentieren, da die an sich „fixe Idee“ von einer scheinbar nutzlosen Kirche in den Köpfen vieler

Studierender sowie Hochschulangehöriger zu einem Irrbild ihrer wirklichen Bedeutung führt.

Dem ist nachhaltig nur dadurch etwas entgegenzusetzen, wenn sich Kirche kompetent, selbstbewusst und in ihrer Intention klar präsentiert.

„Diese Intention wird idealer weise nachvollziehbar in ihren Priestern, den hauptamtlichen Laien und in den verschiedenen Aufgabenfeldern der Hochschulpastoral“.⁴

Zukunftsaspekte

Grundlage einer HP der Zukunft muss ihre Identifizierbarkeit als ein von der Kirche gewolltes und verortetes Angebot sein.

1. HP muss gewollt sein!

Die Bischöfe und ihre Verantwortlichen in den Ordinariaten und Generalvikariaten tragen dafür Sorge, dass ausreichend gut ausgebildete und hoch motivierte Hauptamtliche der Anzahl der eingeschriebenen Studierenden eines Hochschulstandortes entsprechend eingesetzt werden. Entsprechend muss auch ein angemessener Ort für die HP bereitgestellt sein.

2. HP ist personales Angebot

Nur über ein solches personales Angebot sind letzten Endes Studierende und Hochschulangehörige zu motivieren, mit HP etwas zu tun haben zu wollen, die darüber hinaus dann auch selbst zu Multiplikatoren eines zeitgemäßen und authentischen kirchlichen Engagements werden können, ohne gleich in der Gesellschaft den Rang eines Reptils zu erwerben.

3. HP bedarf eigener Strukturen

Wesentlich für die HP der Zukunft ist auch, dass diese gewachsene eigenständige Auf-

gabe nicht im Sinne einer Facette von Seelsorge einer Pfarrgemeinde (Territorialgemeinde) zugewiesen wird, als ein von dort aus mit zu versorgendes Klientel.

Hochschulpastoral bedarf eigener unabhängiger und sensibler Strukturen, die kompatibel mit denen der Institution Hochschule und ihren studentischen Einrichtungen sind.

4. HP eine profilierte „Erscheinung am Rand“

Die HP der Zukunft wird notwendig eine Erscheinung am Rande der Kirche sein, in der sich allerdings die ganze Wahrheit der Kirche abbilden muss, und gleichzeitig eine Erscheinung am Rande der Hochschule, von der sie unabhängig bleiben muss, um sich relevant im Auftrag des Ortsbischofs „neben den Hochschulen auf sie zu“ in eindeutiger Weise als Kirche positionieren zu können!

Sie kann aus dieser Position heraus Seismograph von und für die Kirche sein, um dann gegebenenfalls von ihr in ihre „Mitte“ gerufen zu werden, damit sie sich mit ihrer Kompetenz diesem Aufgabenfeld entsprechend, in die Ortskirche einbringen kann mit dem Ziel, „die Zeichen der Zeit zu deuten“.

Gleichzeitig kann die HP aber auch unter anderem ein freiwillig aufgehobener „Stein des Anstoßes“ für die Hochschulen sein, die fähig und bereit sind, ihrer eigenen Entwicklung nicht immer ganz zu trauen.

HP ist so im Auftrag der Kirche ein zentraler Ort der Auseinandersetzung, an dem zumindest eine kleiner Prozentsatz derer, die in Zukunft oder schon heute auf der mittleren und oberen Etagen der Wirtschaft, Politik und Wissenschaft die Geschicke unserer Gesellschaft lenken, die Überzeugung entwickeln, egal in welcher Position sie sich in Zukunft befinden, die zentrale Frage nicht zu verschweigen: Ist der Mensch selbst, in seiner Ebenbildlichkeit Gottes, noch Subjekt unseres Handelns?

5. HP für Studierende mit Blick auf Lehrende

HP muss Kirche, und Partizipation an Kirche für die Studierenden bleiben und auch immer wieder (Reflexion ihrer Tätigkeiten) neu werden.

Die Lebenswelt der Studierenden gestaltet evident die Präsenz der Kirche an den Hochschulen, und sollte auch so „gelassen“ werden.

HP sollte sich aber auch bemühen, die Forschenden und die Lehrenden nicht ganz aus dem Blick zu verlieren.

Auch aufgrund dieses Blickwinkels muss HP eindeutig identifizierbar sein als in der befreienden Botschaft der Heiligen Schrift und in der Tradition der Kirche verwurzelt, gleichzeitig aber nicht in einer ängstlichen Selbstbegrenzung der Kirche gefangen. So bleibt der HP auch in der Zukunft die Luft, die sie nötig hat, um in ihrer Kirche Avantgarde für diese Kirche zu sein.

Der Hochschulpastoral gewünscht

Wenn HP an den Lebenssituationen von Studierenden, dem Individuum eines jeden Einzelnen, dem Auftrag der Kirche und den Realitäten unserer Gesellschaft Maß nimmt, dann kann sie nie maßlos sein und braucht sich anderen pastoralen Aufgaben gegenüber auch nicht als nicht exotisch zu rechtfertigen.

Mein Wunsch an die Bischöfe und deren Verantwortungsträger in den bistümlichen Verwaltungen: Lasst die HP „laufen“ und lasst sie nicht im Stich, damit sie ankommen kann, ohne Platz zu nehmen, um in der Verneigung vor dem Schatz unserer Kirche den Menschen an den Hochschulen Botschafterinnen und Botschafter der frohen Botschaft mit Brisanz zu sein.

Mögen die in der HP hauptamtlich Tätigen auch zukünftig erfahren, was heute mein Reichtum ist: 16 Jahre war sie mein Lebensacker, auf dem ich geworden bin wer ich

heute sein darf, und so gehe ich weiter, danke. Danke euch Studierenden!

Norbert Trippen

Joseph Ratzinger...

...wurde vor 50 Jahren Professor in Bonn

Anmerkungen:

- ¹ Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls: Die Präsenz der Kirche an den Universitäten und in der universitären Kultur. Hrsg: Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz Bonn 1994, 32.
- ² Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland: Schwerpunkte kirchlicher Verantwortung im Bildungsbereich. Verlag Herder, Freiburg-Basel-Wien 1976, 543.
- ³ Vgl. ebd., 543ff.
- ⁴ Ch. Stender: Mit Profil und Zukunft. Über die Präsenz der Kirche an den Hochschulen, in: Denken und Glauben. Zeitschrift der Katholischen Hochschulgemeinde für die Grazer Universitäten Nr. 109, Graz 2000.

Joseph Ratzinger war noch nicht 32 Jahre alt, als er zum 1. April 1959 auf den Lehrstuhl für Fundamentaltheologie an der Universität Bonn berufen wurde. In seinen Lebenserinnerungen schreibt er: „Am 15. April 1959 begann ich meine Vorlesungen ... vor einer großen Hörschar, die mit Begeisterung den neuen Ton aufnahm, den sie bei mir zu vernehmen glaubte. Einstweilen wohnte ich noch im Theologenkonvikt Albertinum, und das war gut so für den Anfang: Ich nahm am ganz normalen Tagesablauf der Theologen teil und wuchs so auch schnell in ein ungezwungenes menschliches Miteinander mit meinen Hörern hinein. Stadt und Universität begeisterten mich.“

Für den weiteren Lebensweg des heutigen Papstes war es von kaum zu unterschätzender Bedeutung, dass er seinen ersten Lehrstuhl in Bonn einnehmen konnte: Sehr bald drang der Ruf seiner qualitätvollen Vorlesungen und seines Ansehens bei Studenten und Kollegen auch an die Ohren des Kölner Erzbischofs Josef Kardinal Frings. Dieser war Mitglied der Zentralen Vorbereitungskommission des gerade angekündigten II. Vatikanischen Konzils. Da Frings fast erblindet war, suchte er kompetente Berater. Das waren zunächst der Bonner Kirchenhistoriker Hubert Jedin und Generalvikar Josef Teusch. Doch ab Frühjahr 1962 sollte der junge Joseph Ratzinger der Berater des Kardinals in den theologischen Themen des Konzils werden.

Frings war Ratzinger in der Pause eines Konzerts im Kölner Gürzenich im Sommer 1961 begegnet, als er gerade – etwas leichtfertig angesichts seiner fortschreitenden

Erblindung – einen Vortrag in Genua für November 1961 zugesagt hatte, der die Entwicklungen in der Kirche seit dem I. Vatikanischen Konzil und die Erwartungen an das bevorstehende Konzil beschreiben sollte. Im Kölner Gürzenich also fragte der Kardinal den jungen Professor, ob er ihm wohl ein Vortragsmanuskript erstellen könne. Schon nach wenigen Tagen hatte Frings das Manuskript in Händen, ließ es von Bruno Wüstenberg, einem Kölner Priester und ehemaligen Seminaristen des Regens Frings im Staatssekretariat des Papstes, ins Italienische übersetzen und von ihm auch in Genua vortragen.

Der Vortrag fand weltweit Beachtung und Anerkennung. Frings hatte etwas Sorge, wie wohl Papst Johannes XXIII. darüber denke. Doch dieser ließ den Kardinal am 23. Februar 1962 aus einer Sitzung der Vorbereitungskommission rufen und sprach ihm seine Anerkennung aus. Als Frings bekannte, der Vortrag stamme nicht aus seiner Feder, sondern von seinem jüngsten Bonner Professor Ratzinger, antwortete der Papst: „Man muss die richtigen Berater haben!“

So sichtete Ratzinger ab April 1962 für Frings alle Konzilsvorlagen. Während des Konzils war er zusammen mit dem Sekretär des Kardinals, dem heutigen Altbischof von Essen, Hubert Luthé, Hausgenosse von Frings im Priesterkolleg an S. Maria dell'Anima in Rom. Ratzinger hat Frings nicht nur für dessen Beiträge in der Konzils-aula Vorschläge erarbeitet. Der Kardinal führte ihn auch in die wichtigsten Kreise der Konzilsväter und Konzilskommissionen ein. Ende 1962 wurde der junge Bonner Professor zum „Peritus“, d.h. zum Konzilssachverständigen, berufen. Als solcher hatte er Zutritt zu allen Konzilssitzungen in St. Peter und zu manchen Unterkommissionen, in denen an Konzilstexten gearbeitet wurde. Ratzinger hat zusammen mit der führenden Theologenschicht der Weltkirche wichtige Konzilstexte wie z.B. die Konstitutionen über die göttliche Offenbarung und die Kirche erstellt. Nach jeder Sitzungsperiode

veröffentlichte Ratzinger einen Bericht über die abgelaufene Sitzungsperiode im Kölner Verlag J. P. Bachem. Diese vier kleinen Bände sind als Berichte eines engagierten Zeugen der Ereignisse noch heute eine eindrucksvolle Quelle über den Verlauf des Konzils.

Joseph Ratzinger hat es auch später an seinen Universitäten nicht lange ausgehalten: In Münster und Tübingen blieb er nur je drei Jahre. Wenn er 1963 nach vierjähriger, überaus erfolgreicher Tätigkeit Bonn verließ, sind dafür auch Spannungen innerhalb der Katholisch-Theologischen Fakultät verantwortlich gewesen: Nicht alle Kollegen waren damit einverstanden, dass Joseph Ratzinger und Hubert Jedin zu Konzilsperiti berufen wurden und den zur Wahrnehmung dieser Aufgabe erforderlichen Urlaub vom Kultusminister in Düsseldorf bewilligt bekamen.

Literaturdienst

Kardinal Walter Kasper / Daniel Deckers: Wo das Herz des Glaubens schlägt. Die Erfahrung eines Lebens, Herder Verlag, Freiburg u.a. 2008, geb., 320 S.; 19,9 EUR.

Es ist eine Bilanz, wenn noch keine abschließende Lebensbilanz, so doch eine, die auf mehrere Jahrzehnte zurückblickt: Kardinal Walter Kasper hat im Gespräch mit Daniel Deckers die wesentlichen Erfahrungen seines Lebens reflektiert, wie der Untertitel des Buches schon ankündigt. Und – das kann man vorwegnehmen – es sind reiche und spannende Erfahrungen, die anlässlich seines 75. Geburtstages „Erntecharakter“ haben.

Der in Theologiegeschichte und katholischer Theologie bewanderte Leser freut sich an Kaspers theologischem Werdegang und an seinen späteren Lehr- und Forschungsstationen Tübingen und Münster, zeigt doch dieser Lebensrückblick seine geistige Verwandtschaft mit der Tübinger und der Römischen Schule, mit Johann Adam Möhler und seinem Tübinger Lehrer Josef Rupert Geiselman. Spannend dabei ist der Einblick in die jüngere Theologiegeschichte, in die persönlichen Begegnungen mit zahlreichen Denkern und Mitdenkern der Ära des II. Vatikanischen Konzils: Rahner, Ratzinger, Küng, Scheffczyk, Exeler, Lehmann und viele andere mehr. Und: Kaspers Platz – mittendrin.

Wer aufmerksam weiterliest, ahnt den biographischen Paradigmenwechsel, der sich vollzieht, als Walter Kasper 1989 zum Bischof von Rottenburg-Stuttgart ernannt wird. Dieser neue Lebensabschnitt zeigt einen neuen Lebensstil an. Kaspers „Bischofstheologie“ führt ekklesiologisch in die Frühzeit der Kirche, lehnt sich an die nachapostolische Literatur an, schätzt aber bei aller Betonung des Bischofsamtes zugleich die synodalen Elemente der Kirche.

Den Ökumeniker erwarten schließlich mehrere Kapitel über die Vielfalt weltweiter Ökumene, sowohl im bilateralen als auch im multilateralen Sinn. Allein die Städte und Kontinente, die genannt werden, zeigen den „global player“, der in bisher neun Jahren seines Dienstes als Präsident des Päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit der Christen alle Winkel der Welt bereist hat: Ob Nairobi, Moskau oder Istanbul, ob New York oder Genf, ob Lateinamerika oder Afrika – überall scheint er gegenwärtig zu sein, um „Bande der Liebe und der Wahrheit“ (wie es im ökumenischen Gespräch mit der Orthodoxie heißt) zu knüpfen oder zu festigen.

Dabei legt Kardinal Kasper großen Wert auf das gemeinsame Zeugnis und das Ziel der sichtbaren

Einheit. Gerade angesichts der Vielfalt religiöser Strömungen und deren zunehmender Unübersichtlichkeit warnt er davor, dass Europa sich von sich selbst zu verabschieden droht. Die eigenen Wurzeln abzuschneiden, bedeute für unseren Kontinent nicht nur eine Veränderung der Kultur, sondern einen Verlust seiner selbst. Die Zukunft liege in der Wahrnehmung des reichen Erbes und im Aufwachen der Christen: Erneuerung des Glaubens, beim Einzelnen und in der Gemeinschaft der Kirche(n).

Das Buch zeigt fürwahr keine abgeschlossene Bilanz, sondern eine, die nach vorne weist und sich zukunftsorientiert den geistigen Herausforderungen der weltweiten Kirche und Europas stellt.

Petro Müller

Heinrich Mussinghoff: Ermutigung im Glauben. Vorträge – Erklärungen – Gedanken. Dialogverlag, Münster 2007. 600 S.; 29,80 EUR.

Der Grundauftrag, „jedem Rede und Antwort zu stehen, der nach der Hoffnung fragt, die uns erfüllt“ (1 Petr 3,15), ist besonders in schwierigen Zeiten von allen Christen angefragt. In Konkurrenz zum gesellschaftlich-säkularen Medien-Überangebot bemühen sich Priester und Bischöfe vielfältig sowie oft vor kleiner und älter werdendem Publikum in Predigten und Vorträgen „von Gott zu reden“ und „dem Herrn den Weg zu bereiten“. Davon zeugt auch der voluminöse Band des Aachener Bischofs, der seit 1999 als stellvertretender Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz zudem die bischöfliche Kommission „Wissenschaft und Kultur“ sowie die Unterkommission „Fragen des Judentums“ leitet. In fünf Kapiteln sind insgesamt 45 Beiträge zusammengestellt, von denen vier in Englisch abgedruckt sind. Hilfreich und interessant ist, dass bei jedem Beitrag vorab Anlass und Ort der Vorträge aus den Jahren 1994 bis 2006 angegeben sind. Räumlich erstrecken sich die Anlässe von Aachen, Köln und Münster über Sarajewo bis nach Kolumbien.

Die große thematische Breite wird schon an den fünf Kapitelüberschriften erkennbar. Sie erstrecken sich „von der Zukunft des Glaubens und der Pastoral“ über „Menschenwürde und Menschenrecht“ bis „zum ökumenischen und interreligiösen Gespräch“. Dazu kommen seine klassischen Themenfelder des „Verhältnisses von Staat und Kirche“ und über „Wissenschaft und Kultur“. Die dahinter stehende Breite der behandelten Einzelthemen reicht von der „Priesterausbildung“ (103ff.) über „den Terroranschlag vom 11.9.“ (155ff.)

und die „Migrationsseelsorge“ (263ff.) sowie „das Kreuz im Klassenzimmer“ (515ff.) bis zum „kulturellen Engagement der Kirche im Gemeinwesen“ (in Berlin, 583ff.) und kann hier nur beispielhaft angedeutet werden.

Von daher wäre ein grobes Stichwortregister hilfreich gewesen, um diese pastoral-zeit-geschichtliche Fundgrube besser nutzen zu können. Auch wenn vermutlich nur wenigen Lesern zeitlich eine kontinuierliche Lektüre des ganzen Bandes möglich sein wird, sind wegen der klaren Rede-Sprache zumindest ausgewählte Beiträge interessierten Leserinnen und Lesern zur Lektüre zu empfehlen. Wer sich tiefer in den Band eingelezen hat, wird entdecken und Mussinghoff (31) zustimmen, dass „christlicher Glaube Zukunft hat, wenn er einladend und werbend auf Menschen zugeht“.

Reimund Haas

Anno Quadt: Wirksamer Heilswille Gottes. Gott lässt keinen fallen. Echter Verlag, Würzburg 2008, 172 S.; 16,80 EUR.

Die zentrale Botschaft des Christentums formuliert der „Katechismus der katholischen Kirche“ unter Hinweis auf den Kreuzestod Christi als ein „Mysterium der allumfassenden Erlösung, das heißt eines Loskaufs, der die Menschen aus der Sklaverei der Sünde befreit“ (Nr. 601). In der Umsetzung dieser Botschaft in die Münze der Ortsgemeinden spürt man davon nicht unbedingt sehr viel. Mancherorts ist die Frohbotschaft degeneriert zur Drohbotschaft, in der mehr von Sünde, Gericht, Hölle, Satan gesprochen wird. Das mag gut gemeint sein: Schon Hieronymus kam der Gedanke, dass Furcht erregen Sünden vermeiden ließe. Doch Christentum wird freudlos, Freudlosigkeit ist nicht missionarisch. Das hat den Kölner Theologen zu diesem leidenschaftlichen Buch getrieben, in dem er anhand der Hl. Schrift, eines wichtigen Stroms der Vätertraditionen, genauer Kenntnis der heutigen Exegese, mit scharfem Verstand und in bestechend klarer Diktion zum Schluss kommt: „Dies bedeutet ..., wenn nun Gott das Heil des Menschen will, dass Gott dieses Heil dem Menschen auch schenkt, auf welchen Wegen und zu welchem Zeitpunkt auch immer“ (27).

Im ersten Teil („Hinführung“) zeigt er, ausgehend von der Theologie der Schöpfung, den Primat der Gnade auf. Der Mensch kann, deutlichster Beleg ist Eph 2,8 ff., zu seinem Heil keinerlei Vorleistung erbringen. Ist Gnade der Erweis der Liebe Gottes, dann will Gott deren Erfüllung in der ewigen Seligkeit des Menschen.

Quadt verharmlost damit keineswegs die Faktizität, die Macht und die Konsequenz der Sünde als unvollkommenes Exercitium der Freiheit, weist aber darauf hin, dass die Möglichkeit der Läuterung besteht als Seinsveränderung zu Gott hin, die noch einmal als Tat des Menschen Werk der Gnade ist. Fundamental muss jedenfalls und immer bleiben die abstrichlose Effizienz des göttlichen Wollens.

Das Dogma vom allgemeinen Heilswillen Gottes, ernst genommen und folgerichtig bedacht, zwingt zu einer relecture und oft zu einer Revision vertrauter Topoi katholischer Predigt. Im zweiten Hauptteil („Diskussion“) werden sie erörtert: die Frage der Allversöhnung, der Universalismus der Heilszusage („Für viele – für alle“), die klassische Erbsündentheologie, Höllenvorstellungen, Teufelsglaube sind die wesentlichen Stichworte. Mit Mut und konzisen Argumenten nimmt der Verfasser die gängigen, aber selten wirklich bedachten und hinterfragten herkömmlichen Klischees unter die unbestechliche Lupe der christlichen Grundaussage über Gott (1 Joh 4,8 b): „Liebe, die nicht gibt, was sie verspricht – obwohl sie es könnte – wäre ein Widerspruch in sich“ (74). Mancher Leser mag die Folgen anstößig finden – hoffentlich zu genauem Denken.

Natürlich drängt sich in die Thematik die Theodizee-Not unausweichlich hinein. So versucht Quadt in einem dritten Teil („Die Theodizeefrage – Gott und das Leid in der Welt“) die unaufhörliche Debatte aufzunehmen – ohne freilich über den bisherigen Stand hinausgehende Gedanken äußern zu können. Aber wer kann das wirklich?

Kritisch kann angemerkt werden, dass sich an mehreren Stellen unnötige Wiederholungen finden. Ein Namensverzeichnis bietet dem Studium Erleichterung.

Die Schrift behandelt eine ebenso wichtige, wie selten wirklich ernst genommene theologische Grundthese des Christentums, die, wie ein kurzer Blick Quadts in die Weltreligionen versichert, ein Proprium des Evangeliums ist. Sie sollte von jedem mit der Verkündigung betrauten Christenmenschen offenen Auges gelesen werden, damit sich das Herz auf tue für das Glaubensfaktum: „Die frohe Botschaft lautet: Gott ist die bedingungslose, wirksame Liebe“ (169). So endet das Buch, so endet diese Rezension, so endet hoffentlich der Lesenden Fazit.

Wolfgang Beinert

Unter uns

Auf ein Wort

Danke, ohne süße Soße

Du nimmst den Tag der Kinder, stillst und schreist und schweigst und sprichst; zäh verhandelt, leicht durchspielt, auch aufgerieben und doch Stunden vorgelesen.

Die Tage laufen, Kleinkram mürbt und Immergeleiches mergelt Dein Gesicht; und dass Du liebevoll darin geblieben, das macht Dein Wesen nüchtern auserlesen.

Markus Roentgen

Als der liebe Gott die Mutter schuf

Als der liebe Gott die Mutter schuf, machte er bereits den sechsten Tag Überstunden. Da erschien der Engel und sagte: „Herr, Ihr bastelt aber lange an dieser Figur.“

Der liebe Gott sprach: „Hast Du die speziellen Wünsche auf der Bestellung gelesen? Sie soll vollwaschbar, darf aber nicht aus Plastik sein; sie soll 160 bewegliche austauschbare Teile haben; sie soll von Essensresten und schwarzem Kaffee leben können; ihr Kuß soll alles heilen, vom Beinbruch bis zum Liebeskummer; sie soll sechs Paar Hände haben.“

Da schüttelte der Engel verwundert den Kopf und sagte: „Sechs Paar Hände? Das wird kaum zu machen sein, oder?“

„Die Hände machen mir kein Kopfzerbrechen“, sagte der liebe Gott. „Aber die drei Paar Augen, die eine Mutter haben muß!“

„Gehören die zum Standardmodell?“ fragte der Engel.

Der liebe Gott nickte. „Ein Paar, das durch geschlossene Türen blickt, während sie

fragt: ‚Was macht ihr Gören denn da drin?‘, obwohl sie es längst weiß. Ein zweites Paar im Hinterkopf, mit dem sie sieht, was sie nicht sehen soll, aber wissen muß. Und natürlich noch dieses Paar hier vorn, aus denen sie ein Kind ansehen kann, das sich unmöglich benimmt, und die sagen: ‚Ich verstehe dich und habe dich sehr lieb‘, ohne daß sie ein einziges Wort spricht.“

„O Herr“, sagte der Engel und zupfte ihn leise am Ärmel. „Geht schlafen, macht morgen weiter.“

„Ich kann nicht“, sprach der liebe Gott, „denn ich bin nahe dran, etwas zu schaffen, das mir einigermaßen ähnelt. Ich habe bereits geschafft, daß sie sich selber heilt, wenn sie krank ist, daß sie eine sechsköpfige Familie mit einem Pfund Gehacktem satt bekommt und einen Neunjährigen dazu bewegen kann, sich unter die Dusche zu stellen.“

Der Engel ging langsam um das Modell der Mutter herum. „Zu weich“, seufzte er.

„Aber zäh“, sagte der liebe Gott energisch. „Du glaubst gar nicht, was diese Mutter alles leisten und aushalten kann.“

„Kann sie denken?“

„Nicht nur denken, sondern sogar urteilen und Kompromisse schließen“, sagte der Schöpfer.

Schließlich beugte sich der Engel vor und fuhr mit einem Finger über die Wange des Modells. „Da ist ein Leck“, sagte er. „Ich habe Euch ja gesagt, Ihr versucht zu viel in dieses Modell hineinzupacken.“

„Das ist kein Leck“, sagte der liebe Gott, „das ist eine Träne.“

„Wofür ist die?“

„Die fließt bei Freude, Trauer, Enttäuschung, Schmerz, Verlassenheit und Stolz“

„Ihr seid ein Genie“, sagte der Engel.

Da blickte der liebe Gott traurig. „Die Träne“, sagte er, „ist nicht von mir.“

Erma Bombeck

Epilog aus „Vier Hände und ein Herz voll Liebe“

Bastei Lübbe Verlag, München 1987

Ritterbach Verlag GmbH · Postfach 18 20 · 50208 Frechen
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E